Zeitschrift: Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

Band: 6 (1949)

Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen

Hans Krahe: **Ortsnamen als Geschichtsquelle,** Vorträge und Studien zur indogermanischen Sprachwissenschaft, Namensforschung und Altertumskunde. Carl Winter, Heidelberg 1949. 30 S.

Derselbe: **Die Indogermanisierung Griechenlands und Italiens. Zwei Vorträge.** Vorträge und Studien zur indogermanischen Sprachwissenschaft, Namensforschung und Altertumskunde. Carl Winter, Heidelberg 1949. 59 S.

In diesen beiden Aufsätzen oder vielmehr Vorträgen legt Krahe, der bekannte Erforscher illyrischer Eigennamen und verdiente Herausgeber der Indogermanischen Forschungen und des Indogermanischen Jahrbuches, verschiedene Ergebnisse seines Forschungsgebietes, die er z. T. selbst schon anderswo genauer publiziert hat, vor einem breiteren Publikum dar. Im ersten Aufsatz betont er, wie wichtig die Erforschung der Ortsnamen (d. h. der Namen von Flüssen, Bergen, Siedlungen usw.) für die Prähistorie ist, vor allem weil dadurch frühere sprachliche und damit ethnographische Zusammenhänge aufgedeckt werden können. Freilich unterläßt er es, darauf hinzuweisen, daß gerade für die prähistorischen Epochen zahlreiche Unsicherheitsfaktoren den Wert dieser an sich sicher ausgezeichneten Geschichtsquelle leider doch wieder merklich beeinträchtigen. Dann führt er an einem speziellen Beispiel, nämlich dem Flußsystem des Mains, aus, wie sich hier bei den Gewässernamen die verschiedensten Schichten – von den modernen deutschen bis zu den keltischen und illyrischen – unterscheiden lassen. Während die jüngern Namen gerne die menschliche Nutzung ausdrücken (z. B. *Mühlebach*), benennen die älteren einen Fluß meistens nur nach seiner Natur.

Im zweiten Aufsatz stellt Krahe dar, wie seit etwa 2000 v. Chr., vielleicht schon früher, indogermanische Stämme in verschiedenen Wellen in Griechenland einwanderten und ähnliche Wanderungen sich später auch in Italien, wo die Verhältnisse allerdings viel komplizierter sind, abspielten. Sein Hauptgedanke ist der, daß bei den wichtigen gegen Ende des 2. Jahrtausends erfolgten Wanderungen die Illyrier entscheidenden Einfluß gehabt hätten – mindestens ein Drittel der Dorer sei illyrischer Herkunft (S. 14f.) –, und daß daher die endgültige Indogermanisierung dieser Halbinseln eigentlich dem Zustrom der Illyrier zu verdanken sei. Hierzu ist immerhin zu sagen, daß beim Begriff «Illyrier» auch jetzt noch sehr vieles unklar bleibt, und daß ihre Rolle von Krahe vermutlich überschätzt wird. Zum Beispiel fehlen gerade im eigentlichen Griechenland zuverlässige Zeugnisse für eine größere Beimischung von Illyriern. Denn die paar Wörter im Dorischen – es handelt sich keineswegs um «eine ungewöhnlich große Zahl» (S. 15) –, die man bisher als illyrisch hat nachweisen wollen, sind im ganzen so unsicher, daß man sie besser vorläufig gar nicht weiter in Rechnung stellt. Daß wir aber bei diesen Fragen zunächst von der Sprache ausgehen müssen, das betont mit Recht Krahe selbst. Sehr bedauerlich ist, daß sich in diese Schrift, deren Wert wir im übrigen dankbar anerkennen, mitunter Ausdrücke wie «indogermanisches Blut» (z. B. S. 19) einschleichen, die überhaupt nichts mit Wissenschaft zu tun haben, und von denen wir dringend hoffen, daß sie in Zukunft endlich einmal verschwinden. Ernst Risch.

Francisco Rodríguez, A.: **El sistema gentilicio decimal de los indoeuropeos occidentales y los orígenes de Roma.** Manuales y Anejos de «Emérita» VII, Madrid 1948. 185 S.

Ziel dieser Studie ist der Nachweis, daß unter den West-Indogermanen ein System sozialer Organisation vorherrschte, das auf der zahlenmäßigen Einteilung der gentilizischen Verbände nach dem Dezimalprinzip gegründet war; dieses System aber sei in Rom zu letzter Konsequenz entwickelt worden und zeichne sich auch nach dem Verschwinden des gentilizischen Prinzips aus der Heeres- und Senatsrekrutierung als Rahmen dieser Institutionen sowie der Koloniegründungen noch deutlich ab, ein Zeichen für Roms politisch-militärischen und verfassungsmäßigen Konservatismus. Als Schlußfolgerung aus dieser Kontinuität indogermanischer Verfassungseinrichtungen in Rom ergebe sich, daß Rom als genau definierte politische Einheit schon vor der etruskischen Eroberung bestanden habe. R. stützt auf neuer Ebene, nämlich von der vergleichenden Betrachtung indogermanischer und römischer Verfassungsinstitutionen her, eine alte These Niebuhrs, die seit Mommsen in Verruf geraten war, da sie sich fast ausschließlich auf eine allerdings verdächtige Notiz bei Dionys von Halikarnass (*ant. rom.* II 7) berief; er vermag so das Problem aus der bloßen Diskussion um die Glaubwürdigkeit dieser antiken Historikerstelle um einen Schritt weiterzuführen. Dem spanischen Text ist ein ausführliches Résumé in englischer Sprache beigegeben.

M. Puelma.

Alfred Philippson: **Das Klima Griechenlands.** Ferd. Dümmlers Verlag, Bonn 1948. 238 S., mit 6 Karten.

Ph. entwirft ein anschauliches Gesamtbild des griechischen Klimas, wie es sich auf Grund der neuesten Bestandesaufnahmen vor allem griechischer Metecrologen heute darstellt. Methodisch wichtig ist es, daß die moderne Forschung nicht mehr das Klima Athens als Normalklima Griechenlands annimmt, sondern die Klimata der einzelnen Gebiete in verstärktem Maße unterscheidet und vergleicht. Daraus ergibt sich eine auch volkskundlich aufschlußreiche Differenzierung der Landschaftscharaktere, die besonders den Althistoriker interessieren muß. Denn die klimatische Struktur des griechischen Raumes – so lautet die entscheidende Erkenntnis neuzeitlicher Klimaforschung, wie sie Ph. wiedergibt – zeichnet sich durch eine bemerkenswerte Konstanz in historischer Zeit aus; das lange Zeit geglaubte Kausalverhältnis zwischen Kulturverfall und angeblicher Klimaänderung Griechenlands wird damit hinfällig. Die hier sich aufdrängende allgemein kulturhistorisch bedeutsame Frage nach dem Zusammenhang von «Klima und Mensch» in Griechenland kann Ph. im Rahmen seiner knappen, aber gehaltvollen Darstellung nur kurz streifen, und zwar mehr im Sinne einer lohnenden Problemstellung für die künftige Forschung, der heute das nötige Beobachtungsmaterial gut verarbeitet zur Verfügung steht. M. Puelma.

George Thomson: **Studies in ancient Greek society, the prehistoric Aegaean.** Lawrence and Wishart, London 1949. 622 S.

Der Verfasser kündigt im Vorwort an, unser hellenisches Erbe in marxistischem Sinne neu deuten und dadurch von den «Mandarinen» der Wissenschaft befreien zu wollen, in deren Händen es verkümmere; der Humanismus unserer Tage heiße Marxismus.

Ein politisches Glaubensbekenntnis sei niemand verwehrt, aber die Wissenschaft hat sich dagegen zu verteidigen, unter fremde Botmäßigkeit zu geraten. Zwar lebt sie davon, immer erneut durch Probleme der erlebten Gegenwart angeregt zu werden, doch nicht in dem Sinne, daß z. B. aus der Geschichte eine Exempelsammlung parteipolitischer Wünschbarkeiten wird; man verfälscht damit nur die Vergangenheit, ohne für sich damit etwas zu gewinnen. Auch vorausgesetzt, daß z. B. für die Griechen ein ursprünglicher Agrarkommunismus nachweisbar sei, wie der Verfasser überzeugt ist, so muß ein solcher auf alle Fälle himmelweit verschieden gewesen sein vom marxistischen Ideal des modernen Massenstaates, und abgesehen davon ist mit dem einstigen Vorkommen eines Zustandes noch lange nicht dessen Wünschbarkeit für uns erwiesen.

Aktualisierungen dieser Art sind indessen vereinzelt in unserem Buche; wo er mit Vorurteilen bürgerlicher Art rechnet wie etwa bei der Darstellung des Totemismus oder des Matriarchats, ist Thomson im Gegenteil beflissen, die eigene moralische oder religiöse Unvoreingenommenheit dem fremdartigen Gegenstand gegenüber ins Licht zu setzen. Darin wie in der Neigung, alles Geistige möglichst zur Funktion soziologischer Vorgänge herabzudrücken, sehen wir eine kennzeichnende Eigenschaft des Verfassers.

Im übrigen reiht sich das Buch in respektable wissenschaftliche Tradition ein, womit allerdings gesagt ist, daß es sein Bestes gerade dem gescholtenen Mandarinentum verdankt. Der marxistische Humanismus scheint uns jedenfalls mit ihm noch nicht zur Welt gekommen zu sein. F. Wehrli.

Carl Wendel: **Die griechisch-römische Buchbeschreibung verglichen mit der des Vorderen Orients.** Hallische Monographien, herausgegeben von Otto Eissfeldt. Max Niemeyer Verlag, Halle 1949. VIII + 149 S.

Über Theodor Birt hinausgehend versucht Wendel, die Ergebnisse der Papyrusfunde und der Ausgrabungen zahlreicher alter Kulturstätten Vorderasiens für das Verhältnis der antiken Buchrolle zur Buchtechnik des Vorderen Orientes aufzuarbeiten. Doch beschränkt sich Wendel nicht auf die Buchbeschreibung, sondern er gibt eine kulturhistorische Schilderung antiken Bibliothekswesens überhaupt. H. Koller.

W. Kendrick Pritchett et *O. Neugebauer:* **The calendars of Athens.** Harvard University Press, Cambridge (Massachusetts) 1947. VIII + 115 p. $ 5.00.

Les découvertes qu'ont faites sur l'Agora d'Athènes les archéologues américains sont si nombreuses et si variées qu'elles renouvellent nos connaissances dans bien des domaines. C'est ici l'importante question du calendrier athénien qui est reprise dans son ensemble, à l'aide du matériel épigraphique très considérable ainsi récemment mis au jour. Groupant les références aux sources en des tableaux d'une parfaite clarté, entrant dans les détails d'une discussion technique souvent difficile, les deux savants auteurs ont su néanmoins rendre en même temps accessibles aux non-spécialistes les divers aspects d'un problème

particulièrement complexe. De plus, en conservant sa valeur et sa pleine signification au témoignage très précis d'Aristote sur la durée des prytanies (*Ἀθ. πολ.* 43, 2), dont on avait cru parfois trop légèrement pouvoir faire fi, ils donnent une leçon de méthode qu'il sera bon de méditer. Les remarques sur la fragilité des systèmes au profit desquels on a sacrifié le respect scrupuleux des textes (cf. notamment p. 17 sqq. et p. 34 sqq.) sont à cet égard particulièrement dignes d'être retenues. Clair, complet, attrayant en dépit de son caractère spécial, cet ouvrage est proprement une somme des renseignements recueillis à ce jour sur les calendriers d'Athènes du Ve au IIe siècle avant J.-C. P. Collart.

William A. McDonald: **The Political Meeting Places of the Greeks.** The Johns Hopkins University Studies in Archæology, edited by David M. Robinson, Nr. 34. The John Hopkins Press, Baltimore 1943.

Die geschickte und originelle Wahl des Themas und die vortreffliche Durchführung läßt dies Buch eine Lücke der bisherigen Forschung in einer Weise füllen, die Dauer verheißt. Man hatte sich bisher entweder mit den griechischen Rathäusern beschäftigt, wie sie am besten aus Theodor Wiegands Ausgrabungen in Milet und Priene bekannt sind, oder mit den Versammlungsplätzen unter freiem Himmel. Der Verfasser stellt in großer Vollständigkeit all diese in ihrer Zweckbestimmung verwandten Anlagen zusammen, zieht aber auch die ganze literarische und inschriftliche Überlieferung mit einer Gründlichkeit heran, die das Buch zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel macht. Nach der architekturgeschichtlichen Seite wird es ergänzt durch Fritz Krischens fast gleichzeitig erschienene Monographie *Griechische Rathäuser* (Berlin 1941), mit ausgezeichneten Rekonstruktionen. Diese geben zum ersten Mal eine wirkliche Vorstellung von den Möglichkeiten der Spannweite griechischer Dachstühle. Warum die Griechen dieses technische Vermögen nicht häufiger anwandten, erklärt sich allein aus ihrem geringen künstlerischen Interesse an der Raumgestaltung. Erst die Römer stellten die griechische Technik in den Dienst ihres ganz anderen Raumempfindens. Krischens Buch enthält auch die erste wirkliche Publikation des Rathauses von Heraklea am Latmos, das McDonald ebenfalls in seiner geschichtlichen Bedeutung erkannt hat.

Eine weitere Ergänzung zu dem neuen Buch verspricht M. R. E. Wycherlys Behandlung der altgriechischen Agora, zu der sein Aufsatz *The Ionian Agora* (J. H. S. 62 [1942] 21ff.) eine Vorarbeit bildet. Im Anschluß an A. von Gerkans *Griechische Städteanlagen* wird hier der Unterschied der ionischen von der festländischen und von den römischen Marktanlagen herausgearbeitet. Endlich ist noch ein drittes Buch zu nennen, mit dem sich das McDonalds berührt: C. Anti, *Teatri Greci Arcaici da Minosse a Pericle* (Padua 1947). Wie Anti geht McDonald von den bekannten Spielplätzen der kretischen Paläste aus, denn auch später war das Theater oft genug der politische Versammlungsplatz; aber er weist mit Recht darauf hin, daß diese Plätze zu klein sind für die Menschenmengen, die auf kretischen Fresken den Stierspielen und Tänzen zuschauen. In der Behandlung des griechischen Festlandes in homerischer Zeit betont der Verfasser, daß die homerische Agora nicht für den Handel, nur für die Politik bestimmt sei; sie änderte unmittelbar darauf die Bedeutung. Dazu wäre zu fragen, ob man die Gedichte so einfach als Quelle für das wirkliche Leben verwenden darf? Die homerischen Helden leben wie die Heroen, nicht wie die Zeitgenossen des Dichters; m. E. erklärt sich die homerische Charakteristik der Agora aus dem heroischen Stil.

In den folgenden Kapiteln über die Volksversammlungen, die Bundesversammlungen, die Stadträte in nachhomerischer Zeit werden jeweils erst die literarischen und epigraphischen, dann die monumentalen Zeugnisse vorgelegt. Einen besonderen Wert gibt dem Buch, daß es in enger Zusammenarbeit mit dem hochverdienten Leiter der amerikanischen Ausgrabungen der athenischen Agora, Homer A. Thompson, entstanden ist. Denn dieser hat ja selbst nicht nur den Buleuterionkomplex am attischen Markt, sondern auch die Pnyx ausgegraben und eine vortreffliche Publikation darüber herausgegeben. Aus der Fülle der geschichtlich wichtigen Beobachtungen sei nur die monumentale Bestätigung der sich ergänzenden Notizen bei Suidas und Photius hervorgehoben, daß die hölzernen Gerüste auf dem Markt in der 70. Olympiade bei der Aufführung einer Tragödie des Pratinas einstürzten und daraufhin das jetzige Theater eingerichtet wurde. Genau gleichzeitig scheint nämlich die Einrichtung des ersten Platzes für die Volksversammlung auf der Pnyx zu sein, für die man vorher offenbar die Gerüste auf der Agora benützte. Die Differenzierung von Agora, Theater und Pnyx, die uns so selbstverständlich ist, dürfte also eine Schöpfung des frühen klassischen Jahrhunderts sein. Nicht weniger interessant ist die Feststellung, daß die beiden großartigen Erweiterungen und Umbauten der Pnyx – von der letzten stammt die jedem Besucher unvergeßliche gewaltige Stützmauer aus Rustika-Polygonen – in die Spätklassik gehören (vgl. H. Thompson, Hesperia 12 [1943] 269ff.).

Ein letztes Kapitel zieht Schlüsse und Vergleiche. Das Buleuterion liegt, wie Vitruv vorschreibt, an der Agora, wenn nicht besondere Verhältnisse vorliegen, wie in den Heiligtümern und in der Bundeshauptstadt Megalopolis. Nach dem Grundriß lassen sich ungefähr quadratische, breite und schmale Buleuterien unterscheiden. Die schmalen sind altertümlich (Olympia, Orchomenos, Delos, Kalauria, Mantinea, Delphi), aber konservative Gesinnung hielt doch bis ins 2. Jahrhundert an dieser für die Anordnung der Sitze unpraktischen Form fest. Der älteste quadratische Bau ist das alte Buleuterion in Athen aus dem Ende des 6. Jahrhunderts, mit Sitzreihen, die dreiseitig parallel den Außenwänden angeordnet sind, und ebenso angeordneten Innenstützen. Diese Halle wurde ebenso vorbildlich (Priene!) wie später das neue Buleuterion Athens vom Ende des 5. Jahrhunderts mit seinen vier freien Innenstützen. Es wurde nachträglich mit gebogenen Sitzreihen versehen, wie sie am besten in Milet erhalten sind. Hingewiesen sei auf den anschaulichen Plan der Innenausstattung des neuen Buleuterions in Athen Taf. 18: Hestiaaltar, Bema, Schranken, Prytanensitze, Stimmtische, Statue des Zeus Bulaios und der Athene Bulaia. Ähnliche Ausstattung wird auch an anderen Orten nachgewiesen. Die Mittel zum Bau und zur Erhaltung wurden oft Privaten verdankt. Häufig wurden die Buleuterien auch als Odeen verwendet, die ja eine fast identische Form haben können, oder auch für andere Aufführungen, schließlich für den Kaiserkult.

Anhänge über aus dem Felsen gehauene Sitzreihen unbekannter Bestimmung und über das Synedrion in Athen, das mit dem Buleuterion identifiziert wird, beschließen das Buch. Beigegeben sind ein sorgfältiger Index und Pläne auf 19 Tafeln. Die 31 photographischen Textabbildungen nach eigenen Aufnahmen des Verfassers sind leider auf Werkdruck- statt auf Kunstdruckpapier reproduziert und geben so die offenbar guten Vorlagen ganz unzureichend wieder; der einzige Fehler der sonst vortrefflichen Ausstattung. Der Verfasser hat, soweit es möglich war, alle Bauten selbst aufgesucht und neu untersucht. Dabei ist ihm m. W. kein Bau entgangen; man könnte erwägen, ob der Apsidenbau und der ungefähr quadratische Bau in Larisa am Hermos in den Zusammenhang gehören[1], die H. Johannes bei J. Boehlau und K. Schefold, *Larisa* I (Berlin 1940) 57ff. als Kunstbauten bespricht. F. Krischen hält in dem genannten Buch auch das Arsinoeion in Samothrake für ein Rathaus und bespricht ausführlicher die Bauten in Termessos und Kretopolis, die McDonald nur beiläufig erwähnt. K. Schefold.

Spyridon Athanasios Pagoulatos: Οἱ Τσάκωνες καὶ τὸ περὶ τῆς κτίσεως τῆς Μονεμβασίας χρονικόν (Μελέτη γλωσσολογικὴ-ἱστορικὴ ἐγκριθεῖσα ὡς ἐναίσιμος ἐπὶ διδακτορίᾳ διατριβὴ παρὰ τῆς Φιλοσοφικῆς Σχολῆς τοῦ Πανεπιστημίου Ἀθηνῶν) Athen 1947.

Für die nach schrecklichen Weltereignissen weiterblühende Wissenschaft des heutigen Griechenland ist diese Doktordissertation, die der Verfasser seiner *πνευματικὴ τροφός*, der philosophischen Fakultät der Landesuniversität Athen widmet, ein verheißungsvolles Zeichen. Auch äußerlich stellt sie sich gut vor und ist bei einigen simplen Kenntnissen über den neugriechischen Tempus- und Partikelgebrauch dem klassischen Philologen ohne weiteres zugänglich. Uns alle berührt ihr Problem, das zugleich ein ausgesprochen nationales Problem ist. Daß die Tsakonen zwischen Parnon und Golf von Nauplia noch Reste des Lakonischen bewahrt haben, daß ihre Sprache also nicht wie sonst das Neugriechische von der *Κοινή* abzuleiten ist (vgl. Ed. Schwyzer, *Griechische Grammatik* I 93), ist bedeutsam. Schon Byzantiner des 13. und 14. Jahrhunderts wie Georgios Pachymeres und Nikophoros Gregoras setzen Lakonen und Tsakonen in Beziehung. Der Verfasser legt katenenartig die modernen Etymologien vor. An der Diskussion beteiligten sich allgemein bekannte Gelehrte wie G. Chatzidakis, sein Schwiegersohn G. Anagnostopulos, der um 1920 in Basel studiert hat, S. Kugeas, der Arethasbiograph, N. Bees, der Herausgeber der Byzantinisch-neugriechischen Jahrbücher u. a. Eine nicht-nationale Ableitung versuchte 1924 Ph. Kukules, indem er auf das Fremdwort *τσακώνι* wies und eine Stelle aus der Chronik von Monemvasia (Malvasia) – dazu kurz K. Krumbacher, *Geschichte der byzantinischen Literatur*[2] 402, 944f. – beizog, wo es heißt, daß beim Eindringen der von den Avaren geführten Slaven die einen der Lakonen nach Sizilien auswanderten, die andern Monemvasia (beim alten Epidauros Limera) besetzten, *οἱ δὲ τῶν θρεμμάτων νομεῖς καὶ ἀγροικικοὶ κατῳκίσθησαν ἐν τοῖς παρακειμένοις ἐκεῖσε τραχινοῖς τόποις, οἳ καὶ ἐπ' ἐσχάτων τζακωνίαι ἐπωνομάσθησαν.*

Demgegenüber nimmt der Verfasser Stellung für die in der Mehrzahl vertretene nationale Ableitung und konstruiert nach K. Amantos die Entwicklungslinie *ἔξω Λάκωνες – Ξω(λ)άκωνες – Τσάκωνες · ἔξω* deutet er dabei im Sinne von 'außerhalb der Stadt'; das Wort *τσακωνίαι* für *τραχινοὶ τόποι* sei erst aus diesem Ursprungsfall zu verstehen. Was die Chronik von Monemvasia angeht, die es so darstellt, als ob zwischen der Herrschaft der Kaiser Maurikios

[1] So auch R. Naumann, Gnomon 1942, 315f.

und Nikephoros I. 218 Jahre lang, von 588–805, Griechenland unter slavischer Hoheit fast ganz slavisiert wurde, so verwirft er die Auffassung von Ph. Fallmerayer, der in seiner *Geschichte der Halbinsel Morea* (Stuttgart 1830) die Chronik wörtlich nahm und nur die Tsakonen als Nachfahren der alten Griechen ansah; er wendet sich auch gegen eine neue heimische Forschungsrichtung, die die Wirkung des Slaventums übertreibend zur Auffassung neigt *ὅτι ἡ νεοελληνικὴ συνείδησις εἶναι γέννημα τῶν νεωτέρων χρόνων μὴ ἔχουσα τὰς ῥίζας τῆς εἰς τὸ βάθος τῆς τρισχιλιετοῦς ἡμῶν ἱστορίας.* Er leugnet aber nicht mit K. Hopf, *Geschichte Griechenlands vom Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit* (Ersch-Gruber 1868), den slavischen Einfluß überhaupt, bringt die Übertreibung in der Chronik mit einer Legende in Zusammenhang, die dem heiligen Andreas die Erlösung aus 218 Jahren politischer Knechtschaft und die Christianisierung der Slaven zuspricht, und denkt an eine friedliche Durchdringung seitens schweifender slavischer Hirten. Er kann auf M. Vasmer, *Die Slaven in Griechenland* (Berlin 1941) verweisen. W. Theiler.

A. Severyns: **Homère, l'artiste.** Collection Lebègue, Office de Publicité, Bruxelles 1948.

Severyns schreibt im ersten Teil seines Buches eine Vorgeschichte zu den Ereignissen der Ilias, indem er alle dienlichen Angaben aus beiden homerischen Epen zusammenstellt und kombiniert. Voraussetzung ist für ihn die Identität des Dichters der Ilias und der Odyssee. Der Stoff der Dichtung ist schon vorher da. Der Dichter hatte nur noch die Auswahl zu treffen. Die Annahme, Homer hätte ganze Episoden und Gestalten erfunden, weil er etwas ganz Neues verfolgt, ist für S. unmöglich. Seine Darstellung der epischen Technik beschränkt sich deshalb auf eine Bestandesaufnahme der Ornamenta Homers. Es ist wohl überflüssig zu betonen, daß der Verfasser gänzlich abseits der modernen Homerforschung steht.
H. Koller.

Marchinus H. A. L. H. Van der Valk: **Textual Criticism of the Odyssey.** A. W. Sijthoff, Leiden 1949.

Hauptanliegen des Autors ist die Frage nach dem Wert der antiken, im besonderen der alexandrinischen Kritik. Er kommt auf Grund sehr ausführlicher Einzelanalysen zum Schluß, daß die antiken Kritiker den Originaltext an vielen Stellen durch subjektive Konjekturen verändert haben, und zwar in erster Linie infolge ihrer gänzlich ahistorischen Einstellung. Unbesehen setzen sie bei Homer ihre eigene Mentalität voraus. Nach Van der Valk hat die Vulgata in sozusagen allen Fällen recht gegen Aristarch. Neuere Arbeiten, wie die Odyssee-Ausgabe Von der Mühlls, sind in der Auseinandersetzung mit modernen Herausgebern nicht mehr berücksichtigt. H. Koller.

Pindari Carmina cum Fragmentis edidit *Alexander Turyn.* Sumptibus Academiae Polonae Litterarum et Scientiarum. Krakau 1948. Gr. 8⁰, XVI + 403 S.

Der Druck der Ausgabe wurde durch den Krieg unterbrochen, die Epinikien kamen 1944 in New York, photographiert nach geretteten Korrekturbogen, heraus. Nach dem Krieg ist nun der ursprüngliche Text zu Ende gedruckt worden. Geändert wurde, wie es scheint, bei den Epinikien nichts mehr; für die jetzt mitgegebenen Fragmente wird noch auf Snells Aufsatz in Antike und Abendland 2 (1947) 186 verwiesen, mit metrischen Bedenken gegen Snells Zuweisung von fr. 156 Turyn (87. 88 Schr.) an fr. 19 (29. 30). Von Snell besorgt lag 1942 der Satz bereit für die vollständige Erneuerung der Schroederschen Editio minor; leider konnte der Teubner-Verlag den Druck nicht mehr ermöglichen. So ist die Turynsche Ausgabe, die also im wesentlichen 1939 fertig war, die neueste und dankbar zu benutzende, so freilich, daß die kleinere Ausgabe von Bowra ([1]1935, [2]1947) nicht unnötig wird; diese ist weniger konservativ, gibt – bei Pindar nicht uninteressant – im Apparat eine reiche Fülle von modernen Konjekturen und bringt die Lesarten der für *Nem.* und *Isthm.* unumgänglichen Handschrift D auch für *Olymp.* (wo sie zur Gruppe CN gehört) und *Pyth.* (wo sie zur Gruppe GH zählt). Turyn hat sich im übrigen weit ernster mit der handschriftlichen Überlieferung beschäftigt, zu den altbekannten Codices auch neue zugezogen, und er versucht sie in einem Stemma zu ordnen. Die Einwände, die Paul Maas (Gnomon [1933] 166ff.) gegen eine Vorarbeit erhob, hat Turyn nur z. T. berücksichtigt und sich nicht entschlossen, in der Gruppe CN neben dem Ambrosianus A und der Recensio Vaticana einen selbständigen Überlieferungszweig anzuerkennen, so daß er folgerichtig P 2, 28 *πολυγαθέες*, 4, 263 *ὀξυτόμῳ* zugunsten des sonst überlieferten *πολυγαθέος*, *ὀξυτάτῳ* verschmäht oder *P* 1, 91 eine eigene Konjektur *ὥσεί* macht, um nicht *ὥσπερ* von C gegenüber dem metrisch unmöglichen *ὥστε* der übrigen aufnehmen zu müssen. Sonst wählt er im ganzen mit Glück die Lesart nach dem Sinne aus. Aber wenn auch wegen horizontalen Austausches von Lesungen die Über-

lieferungsstämme nicht ganz sicher auseinandergehalten werden können, hätte Turyn doch besser die Früchte seiner handschriftlichen Bemühungen pflücken sollen und im Apparat soweit möglich statt der Einzelhandschriften die von ihm festgestellten Hyparchetypi verzeichnen sollen, wo sich dann gezeigt hätte, daß viele Einzelfehler der Verzeichnung nicht würdig sind. Der Apparat ist überhaupt überfüllt; daß die äolischen Partizipialformen (auch *καταβαίς* usw.) durchgeführt werden, hätte im Vorwort stehen können. Als Lemma sollte im Apparat die Textlesung gewählt sein. Aber Turyn gibt auch wirklich Fortschrittliches. Ein Sonderapparat verzeichnet die Pindar-Zitate auch bei Lateinern und tief in die Byzantiner hinein. Vor jedem Lied wird die Überlieferung über seine Zeit vermerkt und gegebenenfalls besprochen. Aus den dargelegten Druckumständen heraus ist nicht Stellung genommen zu meinen Neudatierungen in *Die zwei Zeitstufen in Pindars Stil und Vers* (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft 1941). Selbständig gibt Turyn auch das metrische Schema und die metrischen Termini, die menschlichste Pindarmetrik, die es gibt. Gut ist im Schema einer Strophe der durchgehende Wortschluß (der manchmal als Periodenschluß brauchbar ist) mit einem Strich |, der «Boeckhsche» Periodenschluß (auf Grund von Hiat oder Kurzhebung an der entsprechenden Stelle von mindestens einer Strophe) mit dem Doppelstrich ‖ bezeichnet. Der Vor-, Nach- oder Zwischentakt, der lang oder kurz sein kann, wäre zweckmäßigerweise mit dem Zeichen × ausgedrückt worden, und wo es darauf ankommt, konnte bedeuten: $\underline{\times}$ immer lang, $\overset{\smile}{\times}$ immer kurz, $\underline{\times}^{33}$ lang außer Vers 33, $\overset{\smile}{\times}^{33}$ kurz außer Vers 33. Schroeder ist in der Nennung der Sonderfälle, wo sich manchmal die textkritische Frage stellt, genauer. Wie man die Sache noch stärker vereinfachen konnte, sei an einem kleinen Beispiel *O.* 2 Epode gezeigt. Neben die Turynsche Bezeichnung sei rechts die meine gestellt:

ia	cr	cr		×	3cr		cr×
do	cr	ba	ba		2meix		cr×
cr	cr	ia	ia		crmeix		2cr
ia	cr	reiz		×	2cr	×	cr×
do	ba	ba		×	3cr	×	
io	ba			×	meix	×	

Statt fünferlei Metra gibt es rechts nur zweierlei; meix (*μειζοπάρθενος*, Eur. *Phoen.* 1023) heiße das von Turyn als Dochmius bezeichnete Glied, eigentlich ein Hypodochmius. Aber man wird das Klagemetrum bei Pindar nicht anerkennen, auch nicht wo das Schema mit dem des Dochmius zusammenfällt, das man vielmehr meix a (anaklastisch) nennen wird, wie es auch lek a (anaklastisches Lekythion) gibt und gl a usw. bei Glykoneen und andern äolischen Maßen.

Einiges zum Text. *O.* 1, 57 ist mit Recht *ἄν τοι* von Fenell statt *τάν οἱ* aufgenommen, vgl. *O.* 6, 29. *O.* 1 89 sollte *ἔτεκε* (Böhmer) statt *ἃ τέκε* stehn, aus metrischem Bedürfnis, das die Byzantiner mit *τέκε τε* oder *δὲ* befriedigen (bei Turyn nicht verzeichnet); vgl. *P.* 2, 42, *O.* 7, 72. *O.* 2, 107 *θέλον* partic. abs. Coppola. *O.* 9, 54 (57 Turyn) steht richtig *δ' ἦσαν* (vgl. N 9, 17) und erst dahinter Periodenschluß. *O.* 10, 26 zu schreiben *μολών* für *βωμω(ν)* vgl. *N.* 11, 25. *O.* 13, 108 (103) *'Αρκάσι μνάμων* ≃ für *'Αρκάσιν ἀνάσσων*; zur Metrik Hephaest. 6, 2ff. Consbr., Reiter, SB Wien 129, 3, 67f. *O.* 13, 114 (109b) *μάλα* (Wilamowitz) *κούροισιν ἐκνεύσω* (Maas). *P.* 4, 253 *ἐπέδειξαν τόνον* für *ἐπεδείξαντο κρίσιν*, wo *κρίσιν* nicht paßt; vgl. *N.* 11, 14 und *O.* 10, 64, zum Metrum *P.* 4, 184. *P.* 8, 97 (101) Umstellung im Spätgedicht nicht nötig. *N.* 1, 66 *φᾶ ἑ δαώσειν* für *φᾶσε νιν δώσειν N.* 7, 32ff. *τεθνακοτων. βοαθοῶν* (Farnell) *τῷ* (Mezger, zum Pronomen *O.* 2, 68; gemeint ist der Gott) ... *μόλον* (ich, vgl. *O.* 13 96f. (92f.). *I.* 7, 28 *αἰπὺν ἄγων* für *ἀμύνων*. *I.* 8, 70 *κόλπῳ* für *χόα πω*, schon in den «Zwei Zeitstufen» (wo auch sonst gelegentlich zum Text Stellung genommen ist), von Kalinka (Phil. Woch. 1944, 79) mit anderer Deutung anerkannt. – Große Sorgfalt verwendet Turyn auch beim Abdruck der Fragmente, besonders der neuen, und hier war es auch berechtigt von der Schroederschen Zählung abzugehen. W. Theiler.

Jan C. F. Nuschelmans: **Die Nomina des sophokleischen Wortschatzes.** Vorarbeit zu einer sprachgeschichtlichen und stilistischen Analyse. Diss. Nijmegen 1949. 128 S.

Anliegen und Anspruch dieser Dissertation sind im Untertitel enthalten. Was vorliegt, ist freilich nicht viel mehr als eine fragmentarische Bestandesaufnahme einzelner Nominaltypen der sophokleischen Tragödien nach rein statistischen Gesichtspunkten und ohne Neuerungen irgendwelcher Art. Ein erster Teil versucht den Wortschatz im Hinblick auf einige wichtige Nominalsuffixe zu ordnen, ein zweiter zählt sämtliche Nominalkomposita auf. Schließlich folgt ein rückläufiges Verzeichnis der in der Arbeit nicht eigens behandelten Nomina simplicia bei Sophokles. Jeder Worttyp wird nach dem Schema: Tabelle – Morpho-

logisches und Etymologisches – Statistisches – Chronologisches (Vorkommen von *ἅπαξ λεγόμενα*) systematisch durchgesehen. Als Grundlage für Umfang und Gestalt des Wortschatzes werden vorbehaltlos die Ausgaben von Jebb und Pearson genommen, seitdem (1917) hinzugekommene Fragmente bleiben unberücksichtigt, ebensowenig wird auf textkritische Fragen irgendwo eingegangen. Beides vermag die Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit dieser Arbeit nicht gerade zu erhöhen. Man wird sie trotzdem als – freilich allerersten – Ansatz zu einer Sichtung des sophokleischen Wortschatzes in Hinsicht auf die so dringend erforderliche Analyse von Sophokles' Sprachstil nicht unwillkommen heißen. M. Puelma.

Paul Friedländer und *Herbert B. Hoffleit:* **Epigrammata: Greek Inscriptions in Verse from the Beginning to the Persian Wars.** University of California Press 1948. 8⁰, XIV + 198 S. 1 Tafel. $ 5.00.

Paul Friedländer wagt es, die *Epigrammata Graeca ex lapidibus collecta* von Georg Kaibel, deren notwendige Erneuerung in Deutschland wohl Werner Peek – in etwas anderem Sinne – plant, zu ersetzen und zugleich Pregers Werk *Inscriptiones Graecae ex scriptoribus praeter Anthologiam collectae* aufzunehmen («for it is essentially unimportant whether an inscription was copied from a monument by Günther Klaffenbach, Benjamin D. Merlitt, or Louis Robert, or on the other hand by Thucydides, Polemon, or an unknown authority in Pausanias» S. 4), ja auch die sicheren Inschriften der Anthologie sollen Platz finden. In diesem I. Band, der mit einem Epigramm von Friedländer selbst auf sein verlorenes Vaterland eingeleitet wird (einem schönen etwas späterer Stilstufe), machen sich die Schwierigkeiten der Ausscheidung noch nicht so geltend wie vermutlich in den spätern Bänden (geplant ist die Sammlung: II von den Perserkriegen bis auf Alexander, III von Alexander bis auf Augustus, IV von Augustus abwärts). Das Midasepigramm (Plato, *Phaedr.* 264cd) wird als literarisch nicht abgedruckt, auch nicht Archilochos 16 D. Von der Reihe «Archilochos» *A. P.* 6, 133 bis 154 werden die teilweise auf Stein erhaltenen 134f., 137–140, 142, 144 aufgenommen. Anakreon 100 und 102 D. werden als Elegien erklärt, bei 101 schwankt das Urteil. Simonides 87 D. wird, weil es nicht sicher auf die Schlacht von 506 bezogen werden kann, zurückgestellt, manches bisher metrisch gelesene Stück wird als Prosa weggelassen. Mehr als auf diplomatisch genauen Textabdruck und die möglichen Textergänzungen, wozu die sorgfältig zitierten Fundstellen und Abbildungen, gegebenenfalls die letzte Behandlung eingesehen werden kann, legt Friedländer das Gewicht auf die Parallelen aus epischer, elegischer und auch chorlyrischer Literatur und auf den Vergleich der Epigramme unter sich selbst. Der formale Gesichtspunkt bestimmt auch die Anordnung. Hatte Kaibel zwischen den zwei Hauptteilen Epigrammata sepulcralia und Epigrammata dedicatoria und in den beiden Abteilungen nach zeitlichen Epochen geschieden, so teilt Friedländer zwischen Hexametern, Distichen und andern metrischen Formen ein und scheidet wieder zwischen Grabepigramm in einem Hexameter, Weihepigramm in einem Hexameter, Grabepigramm in mehr als einem Hexameter usw. Eine Übersetzung ist beigegeben. Nützliche Indices vervollständigen das Werk. Möge es einen guten Fortgang nehmen! W. Theiler.

Otto Weinreich: **Epigrammstudien, I Epigramm und Pantomimus,** nebst einem Kapitel über einige nicht epigrammatische Texte und Denkmäler zur Geschichte des Pantomimus. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse, Jahrgang 1944/48. 1. Abh. Carl Winter, Heidelberg 1948.

Die eingehende Interpretation eines Epigramms von Dioskorides (*A. P.* XI 195) gestattet den Schluß, daß der Pantomimus im hellenistischen Alexandrien schon sehr gepflegt wurde. Ein weiteres Kapitel stellt den augusteischen, kaiserzeitlichen und byzantinischen Mimus an Hand griechischer und lateinischer Epigramme dar. Das dritte Kapitel untersucht nichtepigrammatische Texte und Denkmäler zur Geschichte des Pantomimus, die auf viel früheren Ansatz des kunstmäßigen Pantomimus führen als bisher angenommen wurde, nämlich über Xenophons Dionysos-Adriadne-Pantomimus (*Gastmahl*) hinaus, vor allem mit Hilfe der Kombination eines Zeugnisses von Athenaeus I 21 F über den *ὀρχηστοδιδάσκαλος Τέλεσις* oder *Τελέστης* mit einem attischen Vasenbild (470 v. Chr.). H. Koller.

Francesco Ribezzo: **Nuove ricerche per il Corpus Inscriptionum Messapicarum.** Con 63 figure nel testo e 5 tavole fuori testo. Reale Accademia d'Italia, Rom 1944. 210 S. 500 L.

Die Sprache der alten Messapier, die mit dem Illyrischen und Venetischen eine besondere Gruppe der indogermanischen Sprachen bildet, ist uns durch eine beträchtliche Zahl von Inschriften ziemlich gut bekannt, wenn auch die Kürze der Inschriften wenig über die Eigennamen hinaus ergibt. Gesammelt sind die Sprachreste des Messapischen in dem *Corpus*

Inscriptionum Messapicarum, das Fr. Ribezzo in den Bänden 6–19 seiner Zeitschrift Rivista indo-greco-italica (1922–35 i 192 Nummern) zum größten Teil herausgegeben hat, dann von Joshua Whatmough in dem Sammelwerk *The Prae-Italic Dialects of Italy* (Vol. II 258–575; London 1933 i 220 Nummern). Das Eingehen der genannten Rivista (mit Band 21 [1937]) und die Zeitverhältnisse hatten weitere Veröffentlichungen sehr erschwert. Um so erfreulicher ist es, daß es dem unermüdlichen Sucher und Forscher Ribezzo gelungen ist, einige neue Inschriften zu finden, verschollene wieder zu entdecken und neu zu prüfen, diese alle zu veröffentlichen und schließlich einige Exemplare der Veröffentlichung von 1944 der außeritalischen Welt zugänglich zu machen.

Eine ausführliche Einleitung sucht zwei Gebiete in Unteritalien sprachlich (durch den Charakter der Inschriften) und ethnologisch abzugrenzen und ihre älteste Geschichte zu ermitteln: 1. das echt messapische Gebiet der Calabri und Sallentini (im Absatz des italienischen Stiefels); hier sind die Inschriften rein messapisch; 2. das nördlich daran anschließende Gebiet der Peucetii (oder Poediculi) und Daunii, deren Inschriften eine messapisch-griechisch-italische Mischsprache aufweisen. Im Hauptteil sind 49, meist neue, Inschriften besprochen; ergiebig waren besonders Bauausgrabungen in Lecce (Lupiae; in der Mitte zwischen Brindisi und Otranto), wo 17 Inschriften, leider lauter ganz kurze, zutage traten.

Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort; es sollte nur der Befriedigung Ausdruck gegeben werden, daß die Erforschung des Messapischen durch neue Funde wieder in Gang kommt. A. Debrunner.

Ernst Meyer: **Römischer Staat und Staatsgedanke.** Artemis-Verlag, Zürich 1948. 467 p.

Ce n'était point une tâche facile que d'offrir au public cultivé, sous l'élégant manteau de l'Erasmus-Bibliothek, une peinture des institutions de Rome, considérées sous le double point de vue de leur fonctionnement et de leur histoire, susceptible de satisfaire en même temps les savants. Ernst Meyer me paraît s'en être acquitté de la manière la plus heureuse. Evitant de rompre la continuité de l'exposé par des notes et des paragraphes, il a su néanmoins rappeler discrètement, au moyen de titres courants, la substance des sujets traités, et rassembler à la fin du volume les références essentielles; un index rend facile la consultation de l'ouvrage. L'information est sûre et complète. L'aperçu bibliographique s'adresse, comme il est naturel, plus particulièrement au lecteur de langue allemande; cependant, les principaux volumes des grandes collections historiques françaises y sont, d'un mot, justement appréciés. Vulgarisation de qualité, étayée de connaissances solides, cet ouvrage sera lu avec plaisir et profit par tous ceux qui s'intéressent à l'antiquité romaine. P. Collart.

Johannes Stroux: **Römische Rechtswissenschaft und Rhetorik.** Verlag Eduard Stichnote, Potsdam 1949. 107 S.

Das Bändchen umschließt den 1926 in der Festschrift für Paul Speiser-Sarasin erstmals veröffentlichten Aufsatz *Summum ius summa iniuria*, einen Vortrag über *die griechischen Einflüsse auf die Entwicklung der römischen Rechtswissenschaft*, gehalten in Rom 1933 am Congresso internazionale di diritto Romano, sowie das Vorwort zur italienischen Ausgabe des erstgenannten Aufsatzes von Salvatore Riccobono.

Unter dem Titel *Summum ius summa iniuria* wird die Geschichte des Billigkeitsprinzips (*ἐπιεικές*, *aequum*) im Kampf gegen die Starrheit des geschriebenen Rechts verfolgt, vor allem gezeigt, wie es eine reich differenzierte *rhetorische* Theorie ist, welche in spätrepublikanischer Zeit beginnt, das *aequum* in der römischen Rechtswissenschaft zur Geltung zu bringen.

Der römische Vortrag bestimmt den Anteil, welchen einerseits die Grammatik, anderseits Philosophie und Rhetorik an der Ausbildung des römischen Rechts haben. F. Wehrli.

Alvaro d'Ors Perez-Peix: **In diem addictio.** Contribución al estudio de las condiciones en derecho romano. Edición especial del Anuario de Historia del Derecho español. Madrid 1945. 101 p.

Idem: **Introducción al estudio de los documentos del Egipto romano.** Anejos de «Emérita» VI. Madrid 1948. 210 p.

Il y a quelque temps (voir M. H. 3 [1946] p. 261s.) nous avons rendu compte à nos lecteur des deux ouvrages sur le droit romain, parus en Espagne, que nous avons qualifiés de «manifestes d'une jeune école». Et nous terminions en souhaitant de voir bientôt les méthodes décrites appliquées à des travaux de recherche.

L'ouvrage de M. Alvaro d'Ors sur l'*in diem addictio* répond largement à nos vœux. L'auteur étudie selon sa méthode une institution juridique concrète et nous devons dire d'emblée qu'il y réussit magistralement. Cette méthode, telle qu'il la définissait dans ses *Presupuestos críticos para el estudio del derecho romano* (p. 52ss.), consiste d'une part à étudier les textes du Digeste, non pas suivant l'ordre imposé par les compilateurs et encore moins comme des blocs erratiques, mais dans la perspective d'une «palingenèse critique», en cherchant à dégager la pensée de chacun des juristes romains – et d'autre part à envisager chaque institution, non pas dans les cadres systématiques élaborés par les pandectistes du XIXe siècle, mais comme un vivant «système d'actions», à la manière des jurisconsultes classiques. Par cette méthode, l'auteur analyse une institution aussi imprécise dans la doctrine moderne que l'*in diem addictio* avec une clarté admirable et une étonnante rigueur de critique.

M. d'Ors examine d'abord – pour les utiliser au maximum – les efforts de ses devanciers. Puis, il reconstitue, grâce aux textes du *Digeste* (dans la *sedes materiae* – *Dig.* XVIII, 2 – et ailleurs) et du *Code* et grâce surtout à une critique diligente des interpolations de chaque fragment, la pensée des différents jurisconsultes (Sabinus, Pomponius, Papinien, Paul, Julien, Ulpien, etc.) et des constitutions impériales sur le sujet. Ce double travail accompli, il lui est facile de parvenir pour l'*in diem addictio* à des résultats dogmatiques précis. Cette figure juridique consiste en ce que le vendeur – à l'origine l'Etat dans les ventes aux enchères – se réserve le droit de résilier le contract s'il trouve dans un certain délai généralement bref de meilleures conditions chez un autre acheteur. Les résultats de l'enquête de M. d'Ors lui confèrent une individualité parfaitement déterminée. Et cela, non seulement à l'égard d'institutions voisines (comme la *lex commissoria* ou le *pactum displicentiae*), mais surtout en ce qui concerne la théorie des conditions – suspensives ou résolutoires – à laquelle la doctrine moderne l'avait mêlée à tort, sans pouvoir la ranger dans une catégorie précise. M. d'Ors peut assurer que la jurisprudence classique avait toujours conçu l'*in diem addictio* de la même manière et que la confusion dérive de ce que les compilateurs ont mélangé aux textes relatifs à la *in diem addictio* ceux qui avaient trait à une autre institution: la vente pure, avec pacte de résolution sans délai limité, que décrivait Julien. La première est propre au droit romain, tandis que la deuxième, recueillie assez tard par la jurisprudence, serait peut-être née de la pratique des ventes fiscales en Egypte. Ici du moins l'idée de la propriété révocable ne choquait point les esprits, accoutumés à l'idée que le seul propriétaire du sol est le roi et que les personnes privées n'en ont que le *dominium utile*, la possession pleine et transmissible.

Ce problème de la propriété foncière, d'ailleurs, avec tous les autres du régime juridique et social de l'Egypte romaine, sont traités de façon sommaire, mais avec compétence, par M. Alvaro d'Ors dans son autre ouvrage récent *Introducción al estudio de los documentos del Egipto romano*. Ce volume contient douze leçons, prononcées à l'Université de Santiago de Compostelle – dont l'auteur est professeur ordinaire – dans le but d'initier les étudiants à la papyrologie juridique. Chacun des douze chapitres est suivi d'une bibliographie abrégée, mais soigneusement mise à jour. Le volume contient en outre un répertoire des publications papyrologiques et de la manière de les citer, le système des signes diacritiques employés dans la transcription et le calendrier égyptien, ainsi qu'une sélection de papyrus avec traductions. Bref, un livre de divulgation, celui-ci, ou pour mieux dire d'initiation, destiné avant tout à stimuler l'intérêt des étudiants espagnols pour les problèmes de la Papyrologie et à guider leurs premiers pas dans cette discipline ardue et passionnante.

R. Sugranyes de Franch.

Enzo V. Marmorale: **Cato Maior.** Biblioteca di cultura moderna N. 459. 2e éd. Laterza, Bari 1949. 268 p. L. 800.

Il n'eût point été nécessaire que l'auteur prît si chaleureusement la défense de son héros dans la préface de cette seconde édition: dans un style plus sobre et d'autant plus persuasif, le texte excellent de son livre s'en acquittait fort bien. En fait, nul ne restera insensible au portrait de Caton (agricola, orator, historicus, civis et magistratus) brossé dans la deuxième partie de l'ouvrage (p. 175–266), tandis que la première en retrace la vie en une analyse parfaitement ordonnée et documentée (bibliografia catoniana, p. 17–173.) On ne saurait faire grief à l'auteur, si l'on songe dans quelle ambiance il écrivit ce livre (cf. p. 1), d'avoir laissé vibrer dans certaines pages les sentiments qu'éveillait en lui la rivalité de Caton et de Scipion, du vieux censeur, champion de la liberté romaine, à qui vont toutes ses sympathies, et du fier général, considéré par lui comme le précurseur lointain du césarisme (cf. par ex. p. 179 et 248); l'objectivité de son étude n'en paraît nullement affectée. P. Collart.

D. M. Pippidi, **Autour de Tibère,** Institut de istorie universala «N. Iorga». Bucarest 1944. 201 p.

Prélude à une monographie que nous souhaitons prochaine, l'éminent professeur de Bucarest publie un recueil d'articles parus dans des revues difficilement accessibles. Travaux d'approche dont les résultats méritent dorénavant d'être consignés pour servir de point de départ à d'autres.

Tacite et Tibère, une contribution à l'étude du portrait dans l'historiographie latine (p. 9–87). Par une marche réversible, remontant de l'œuvre (l'image de Tibère dans les *Annales*) au créateur (Tacite, l'écrivain avec ses procédés d'expression, traditionnels ou novateurs), M. Pippidi reconstitue le modèle, en décelant, étape par étape, les déformations que comporte la reproduction artistique. Méthode de caractérisation, dite «indirecte», consistant à suggérer, à transformer insensiblement par reprises, retouches (emploi des *gloses*, des *rumores*), superposition de couleurs, savante répartition de détails habilement choisis et disposés. De là un portrait a priori infidèle, mais supplantant l'original par ses qualités d'art et s'imposant dans la mesure où l'homme, incorrigible, préfère la fiction à la réalité. A l'historien la tâche délicate entre toutes de les démêler pour retrouver le document primitif.

Note sur une épigraphe funéraire grecque, métrique, de Capri (p. 89–109). Exemple de roman échafaudé de fil en aiguille par les savants, adaptant un texte à leurs préjugés: une innocente épitaphe devient une accusation de meurtre (*δεσπότης* traduit par *Caesar*, interprété: Tibère).

Tibère et Arruntius (p. 112–121). Comment expliquer l'attitude de Tibère à l'égard d'Arruntius, nommé légat de l'Espagne Citérieure, vers 25 après J.-C., impliqué dans un procès, et empêché de rejoindre son poste, malgré son acquittement? M. Pippidi, étant donné l'impasse où conduisent les hypothèses de Tarver et de Marsh, estime que la légation d'Arruntius a cessé légalement plus tôt que Tacite (*Ann.* VI 27, 3) ne l'affirme.

L'avènement officiel de Tibère en Egypte (p. 123–145). Une anomalie des papyrus fait correspondre la première année de Tibère à la période du 29 août 14 au 29 août 15. Selon l'usage égyptien, et si Tibère avait succédé immédiatement à Auguste, la fraction du 19 au 29 août 14 eût compté pour une année entière et le laps mentionnée plus haut eût représenté la deuxième année de règne. Tel n'étant point le cas, l'avènement de Tibère est postérieur au 29 août 14; donc ses atermoiements n'ont pas été une feinte, et la «dignité princière» avait besoin d'être conférée expressément.

En marge d'un éloge tibérien d'Auguste: Dion Cassius et la religion des empereurs (p. 133 à 145). Les invraisemblances de Dion (discours fictif de Tibère, LVI, 35–42) sont dues au fait qu'il méprisait la doctrine officielle du culte impérial, car il avait une autre conception de l'immortalité.

Tibère, Dion et Pseudo-Callisthène (p. 147–195). Etude du mouvement d'idées qui ont contribué à la formation d'un idéal de la royauté, dont Tibère s'est inspiré. Elles tirent leur origine, non d'un écrit hellénistique, le *Roman d'Alexandre* (l'auteur est connu sous le nom de Pseudo-Callisthène), mais de la philosophie stoïcienne. Cette influence nous donne la clef d'un caractère fermement décidé à accomplir son devoir, sans défaillances ni compromissions, sans illusion.

Appendice: articles bibliographiques et critiques sur les livres de Marsh (*The Reign of Tiberius*, Oxford 1931), de Tarver (*Tibère*, Paris 1934) et de Ciaceri (*Tiberio successore di Augusto*, Milan/Rome 1934).

M. Pippidi ne cache pas sa sympathie pour Tibère. Néanmoins son livre n'a rien des réhabilitations tapageuses, au succès facile et éphémère. Moins pressé et plus sûr que tel biographe, il dégage les abords de son sujet, avant de l'attaquer frontalement.

La physionomie de son héros gagne incontestablement à un éclairage indirect. Les traits antipathiques s'estompent, mais M. Pippidi ne les nie pas. La première étude, littéraire, est l'auxiliaire indispensable d'une lecture de Tacite.

L'avènement officiel de Tibère en Egypte apporte une contribution non négligeable à l'histoire constitutionnelle du principat. Je ne crois pas cependant que la date tardive, et fort probable, proposée par M. Pippidi, ait les répercussions espérées. L'exemple même de l'Egypte tendrait à montrer combien le passage d'un empereur à l'autre marquait peu: en fait, par la puissance tribunicienne, Tibère occupait le pouvoir depuis longtemps. Son principat prolongeait celui d'Auguste, ou, Auguste régnait par Tibère: imbrication plus que succession.

Tibère stoïcien, tel qu'il ressort du dernier mémoire, a toutes les chances de s'affirmer, à mesure que se dissipe l'obscurité recouvrant la genèse du gouvernement impérial. Des fondateurs, comme Auguste et Tibère, ne pouvaient se passer, à leur usage ou à celui d'autrui, d'une philosophie. La plus propre à concourir à leurs efforts était le Portique. Cela n'est pas

incompatible avec les aspects sombres du régime. Auguste et Tibère, pleinement conscients de leur responsabilité, raidis dans leurs principes (dévouement à la chose publique), ont sacrifié à la raison d'Etat leur famille et leur popularité. Les cruautés que l'histoire leur reproche sont celles de doctrinaires (meurtre d'Agrippa Postumus, etc.). De là, leur tragique grandeur. Mieux qu'un thuriféraire, M. Pippidi l'a senti, exprimé, communiqué.

J. Béranger.

Iulius Capitolinus, Maximini duo. Herausgegeben und erläutert von *E. Hohl.* Kl.Texte für Vorlesungen und Übungen, Heft 172. Berlin 1949.

Nichts wäre törichter als einen Gegensatz zwischen der Althistorie und der literaturwissenschaftlichen Interpretation der antiken Texte konstruieren zu wollen. Ein solcher Gegensatz existiert nicht. Dennoch gibt es einige Texte, bei denen es vielleicht nützlich gewesen wäre, wenn sich nicht bloß die Historiker mit ihnen beschäftigt hätten. Hiezu gehören die *Scriptores Historiae Augustae.* Das Problem, das sie stellen, ist wohlbekannt. Sie geben sich als Schriftsteller der Zeit Diokletians und Konstantins. H. Dessau hat aber im Hermes 24, 337ff. die Hypothese entwickelt, es handle sich um eine Fälschung und die Sammlung sei in Wirklichkeit zwei, wenn nicht drei Generationen jünger. Diese Hypothese ist grundsätzlich von fast allen spätern Gelehrten angenommen worden. Wir haben sie an dieser Stelle nicht zu diskutieren, obschon wir sie für sehr anfechtbar halten: einmal, weil noch nie ein Zweck einer solchen Fälschung glaubhaft hat nachgewiesen werden können, sodann, weil die Verfasser des Corpus unter der Hand der Interpreten zu einer Mixtur von ausgefallener Belesenheit und primitiver Ignoranz werden, wie man sie sich phantastischer kaum vorstellen kann – von den sonstigen Bedenken zu schweigen (für eine ausführlichere Diskussion sei auf eine noch ungedruckte Freiburger Dissertation von C. Brutscher über die Vita Aurelians hingewiesen).

In der erneuerten Lietzmannschen Sammlung hat nun E. Hohl, der hochverdiente Herausgeber der SHA in der Teubneriana, eine Sonderausgabe der Vita Kaiser Maximins und seines Sohnes veranstaltet. Seine editorische Leistung verdient hier wie damals uneingeschränktes Lob. Schade ist dagegen, daß Einleitung und Kommentar noch völlig unter dem Banne der Hypothesen Dessaus stehen und daß sich Hohl durch seine Vorgänger von spezifisch literaturgeschichtlicher Fragestellung fast ganz hat abhalten lassen.

Darüber einiges Einzelne. So hätte über die Komposition der Vita etwas gesagt werden müssen, besonders da sie im ganzen klar gegliedert ist. Auf ein an Konstantin adressiertes Prooemium (aus dem sich aber auch bei bestem Willen keinerlei Tendenz herauslesen läßt) folgt die Erzählung vom Aufstieg Maximins von der Regierung des Septimius Severus bis zu Alexander (1, 4 bis 7, 6). Sie ist ein geschlossenes Ganzes (4, 7 spielt auf 2, 7 an usw.) und ist so sehr oder so wenig Erfindung wie die meisten Jugendgeschichten griechischer und römischer Herrscher. Der Ton ist vorwiegend panegyrisch. Leicht erkennbare Einlagen sind nur die zwei Abschnitte aus Cordus 4, 1–3 und 6, 8–9. Mit Kap. 8 beginnt der zweite Teil, die Regierung Maximins. Hier wird das Bild des Kaisers sofort äußerst gehässig. Der Verfasser denkt offenbar von vornherein an den Sturz Maximins und will diesen von Anfang an begründen. Einen etwas anderen Charakter zeigt nur der Bericht über die Feldzüge, der in 11, 7 bis 13, 4 eingeschaltet ist. Weiter wollen wir hier nicht gehen. An Quellenautoren nennt der Verfasser vier: Herodian, Dexippos, Aelius Cordus und Aelius Sabinus. Die zwei ersten sind uns auch sonst bekannt, müssen also notgedrungen ernst genommen werden. Es widerspricht aber jeder vorsichtigen Methode, die zwei späteren als Schwindelzitate zu bezeichnen (S. 5), offenbar bloß, weil sie uns anderweitig nicht bezeugt sind. Dabei wird übersehen, daß es selbstverständlich für wohl jeden Kaiser eine ebenso reiche wie vorübergehende Historiographie gegeben hat. Es werden eine Menge von Werken existiert haben, die uns völlig verschollen sind, mit denen wir aber trotzdem rechnen müssen. Sabinus und Cordus werden aber hier nicht nur willkürlich als Erfindungen bezeichnet; in der Einleitung steuert W. Hartke sogar eine Erklärung des Namens bei, die wiedergegeben werden muß: «Das Wort Cordus bedeutet den Spätgeborenen. Der angebliche Quellenschriftsteller Cordus ist also ein Beispiel für redende Namen ... Damit bezeichnet der Autor der HA sich selbst als denjenigen, welcher die letzte, maximale aretalogische Version erdacht hat» (S. 8).

Dieselbe Willkür empfindet man aber auch in der Behandlung der andern Eigennamen, die in der Vita vorkommen. Belegte Namen werden als echt anerkannt, nicht belegte Namen gelten zumeist als erfunden, vor allem, wenn sie das Unglück haben, zwar nicht in der Zeit Maximins, wohl aber ein Jahrhundert früher oder später vorgekommen zu sein (s. etwa zu S. 21, 21; 24, 30, 31 und 34; 26, 1f). In 1, 6 werden die Namen der Eltern Maximins genannt: Micca und Hababa. Es sei zugegeben, daß sie erfunden sein können und daß sie sprachlich schwer bestimmbar sind. Aber daß der Verfasser, dem Barbarennamen in irgend-

welchen Formen gewiß genug zur Verfügung standen, diese zwei Namen spielerisch aus dem griechischen Wort *μιξοβάρβαρος* bei Herodian herausgesponnen hätte, halte ich für undenkbar.

Den Eindruck von Willkür macht es endlich auch, wenn Einzelheiten auf bestimmte, oft abgelegene Quellenstellen zurückgeführt werden. So läßt sich zwar vielleicht sagen, daß die Schilderung Maximins von Kap. 2 an durch ein Heraklesbild (vgl. 4, 9) beeinflußt ist. Dann wird man aber eher daran denken, welche Rolle Herakles in der Kaisersymbolik gespielt hat, als mit Hartke (S. 8) eine Heraklesaretalogie zu bemühen, «wie sie auszugsweise bei Philostrat, vit. soph. 2, 1, 7 erhalten ist». Der schamlose Scherz Elagabals 4, 7 wird auf Sueton, *Cal.* 56, 2 zurückgeführt, obschon er mit dieser Beleidigung genau so wenig zu tun hat wie etwa mit Sueton, *Caesar* 49. In 5, 4 soll der Ausdruck impura belua auf Cic. *legg.* 3, 22 zurückgehen, in 5, 5 der Begriff *tribunus legionis quartae* auf Cic. *Somn. Scip.* 1, 1 und in 9, 6 soll die Nennung des Spartacus und Athenion aus Cic. *de harusp. resp.* 26 stammen. Mit welcher Absicht der Verfasser auf solche Weise Reminiszenzen aus den verschiedensten Schriften Ciceros zusammengesucht hätte, verstehe ich nicht.

Daß Dokumente erfunden sind und historisch falsche Angaben in Menge auftreten, soll damit nicht bestritten werden. Aber gibt es nicht dafür zahllose Parallelen bei andern antiken Historikern, Parallelen, die nur darum nicht herangezogen werden, weil sie bei viel kultivierteren und gewandteren Schriftstellern stehen?

Die vorliegende Ausgabe der *Vita Maximini* ist als solche überaus schätzbar. Aber sie bringt klar zum Bewußtsein, daß die gesamte literaturhistorische Interpretation der *Historia Augusta* noch zu leisten ist. O. Gigon.

Marc Rozelaar: **Lukrez, Versuch einer Deutung.** H. J. Paris, Amsterdam 1943. XVI + 267 S. (erw. Diss. Amsterdam 1941).

Eine Schrift wie die vorliegende war zu erwarten. Die Rätsel und Widersprüche, die der moderne Leser im Werke des Lukrez empfindet, forderten zu einer psychologischen Deutung heraus. R. sieht Lukrez ähnlich wie Regenbogen in seiner bekannten Interpretation in den «Neuen Wegen zur Antike», doch versucht er, die Diskrepanzen als folgerichtigen Ausdruck der einen Psyche des Dichters zu verstehen, und es gelingt ihm auch, ein geschlossenes Bild zu entwerfen. In der Überzeugung, «daß sich Konflikte im Innern der Gemeinschaft als individuelle Konflikte in den einzelnen Menschen auszuwirken pflegen», gibt R. zuerst eine ziemlich ausführliche Schilderung der Caesarischen Zeit. «Die Unzulänglichkeiten dem überwältigenden Ansturm unbekannter Größen gegenüber», die er dieser Epoche zuschreibt, findet er bei Lukrez wieder, nur in einer individuell bestimmten Abtönung, als religiösen Konflikt. In dieser Sicht werden die von der Lukrez-Forschung erarbeiteten Tatsachen besprochen: die sprachliche Form (hauptsächlich nach Ernout), die Denkstruktur (in Anlehnung an K. Büchner), die dichterische Meisterschaft in der Naturbeschreibung und in der Schilderung der Liebe sowie das Verhältnis zur Lehre Epikurs. Neue Tatsachen wird man in einer solchen Schrift nicht suchen wollen: ihr Wert liegt vielmehr im neuen Blickpunkt. Eine knappere Darstellung hätte das wohl noch deutlicher hervortreten lassen; die fesselnden Partien in R.s Arbeit sind weniger die ausführenden Teile als die methodischen Bemerkungen und Exkurse, so besonders die Einleitung. O. Clavuot.

Tito Livio, Libro XXI. Edición, estudio preliminar y comentario por *José Vallejo*, con un índice de las notas gramaticales, mapas e otros grabados. Instituto «Antonio de Nebrija», Madrid 1946.

Il vaut la peine de signaler ici, bien qu'elle ait paru en 1946 déjà, cette édition qui fait honneur à la collection des classiques «Emérita», publiée sous les auspices du Conseil supérieur de recherches scientifiques d'Espagne. Consacrée à un livre de l'historien romain qui intéresse plus particulièrement l'Espagne, elle doit représenter, pour les Espagnols, ce que pourrait être pour nous Suisses une édition bien commentée et au courant des travaux les plus récents, du premier livre de la *Guerre des Gaules*, dont l'absence a été déplorée plus d'une fois au sein de l'Association suisse des philologues classiques. M. Vallejo ne se borne d'ailleurs nullement à reproduire ou à critiquer les dernières hypothèses émises à propos de la guerre d'Espagne et du passage des Alpes par Hannibal, mais il s'efforce, en général avec bonheur, à faire progresser les questions qu'il étudie. On lira avec profit son interprétation de l'expression 13, 7 *cum binis uestimentis* qui ne doit être ni changée en *cum singulis uestimentis*, comme on le fait parfois, ni comprise à la lettre; il s'agit d'une capitulation honorable, caractérisée par l'autorisation symbolique d'emporter deux vêtements au lieu d'un. A. Labhardt.

L. Pepe: **Tibullo minore.** Armanni, Naples 1948, XI + 159 p.

M. L. Pepe reprend à son tour l'étude des problèmes posés par les élégies qui sont insérées dans le *Corpus Tibullianum* sous le nom de *Lygdamus*. – Qui est Lygdamus ? C'est Tibulle jeune, conclut M. Pepe à la fin de son ouvrage: Le «climat sentimental des vers de Lygdamus est le même que celui des élégies de Tibulle, mais il a plus de fraîcheur; le témoignage d'Horace dans l'*Epître* I, 4 et dans l'*Ode* I, 33 montre que ces deux poèmes datent de plusieurs années avant 31 et s'adressent donc à un Tibulle-poète antérieur aux élégies déliennes; l'évènement auquel fait allusion le pentamètre fameux de Lygdamus repris par Ovide pour indiquer sa propre date de naissance doit être différent de celui qu'évoque Ovide si l'on ne veut pas avoir à accuser ce dernier de plagiat: il concerne l'an 66 av. J.-C.; c'est à cette année qu'il faut reporter la naissance de Tibulle-Lygdamus; enfin, le fait qu'Ovide imite ces élégies, particulièrement dans le poème sur la mort de Tibulle où il passe en revue, par allusions et réminiscences, selon le procédé hellénistique, les œuvres de Tibulle, ce fait prouve qu'Ovide savait que Lygdamus et Tibulle ne faisaient qu'un. – Tels sont les arguments ou bien faibles ou même inconsistants sur lesquels M. Pepe croit pouvoir appuyer sa thèse. Ils ne permettent pas d'approuver sa conclusion, mais soulèvent beaucoup de questions qui rendent cette étude attachante. E. Bréguet.

L. Aennaeus Seneca: **De brevitate vitae,** herausgegeben von *Hellfried Dahlmann*, Das Wort der Antike, Band I. München 1949.

Als erstes Bändchen der zweisprachigen Textausgaben erscheint *De brevitate vitae* von Seneca. Eine ausführliche Einleitung stellt den Zusammenhang des Werkchens mit der übrigen philosophischen Schriftstellerei Senecas her und gibt eine gründliche Analyse des Textes. Zugrunde liegt hauptsächlich die Teubnerausgabe (E. Hermes 1905). Auf die Anmerkungen zu sachlichen und literarischen Fragen ist große Sorgfalt verwendet worden. H. Koller.

1. *Enzo V. Marmorale:* **La questione Petroniana.** Biblioteca di cultura moderna, Nr. 444. Laterza, Bari 1948. 332 p.

2. **Petronii Arbitri Cena Trimalchionis.** Testo critico e commento di *Enzo V. Marmorale*. Biblioteca di studi superiori. Filol. Lat., vol. I. «La Nuova Italia» Editrice, Florenz 1947. XVII + 179 p.

1. Parmi les problèmes qui, toujours à nouveau, suscitent des hypothèses contradictoires, l'un des plus irritants est certes le mystère dont demeurent entourées la personnalité et l'œuvre de Pétrone. Aussi est-on à peine surpris de voir un savant défendre aujourd'hui ce qu'il avait attaqué hier. Lorsque, en 1937, M. Paoli[1] avait repris la thèse de Niebuhr et, niant l'identité du Pétrone dont parle Tacite, *Annales* 16, 17, avec l'auteur du *Satiricon*, situait l'activité littéraire de celui-ci un siècle et demi plus tard environ, M. Marmorale avait soutenu avec vigueur et même, dit-il, avec irritation, l'opinion traditionnelle. Le voici qui fait volte-face, tout en contestant la valeur de l'argumentation de son adversaire d'antan, à laquelle il oppose une démonstration nouvelle et très fouillée, qui doit, selon lui, rencontrer l'adhésion de tous ceux qui ne sont pas «conservateurs à outrance».

La nature même du sujet exigeait une revue générale des problèmes qui constituent la «question pétronienne» et l'auteur ne s'est pas dérobé, ainsi qu'il ressort de la simple lecture de la table des matières, divisée en six sections: tradition manuscrite; l'auteur; date et lieu de l'action; langue de Pétrone; Pétrone et ses prédécesseurs; Pétrone et son temps – chacune de ces sections etant divisée à son tour en autant de chapitres qu'il y a de questions particulières à traiter, sans compter une introduction et une conclusion assez développées.

On ne peut se défendre, en progressant dans le livre de M. Marmorale, d'une impression de stagnation, sans doute inhérente à la position même de l'auteur, qui ne parvient jamais à faire entièrement abstraction du nouveau point de vue qui est le sien, si bien que l'ensemble apparaît finalement moins comme une démonstration que comme la justification d'un point de vue donné au départ déjà. En converti qu'il est, M. Marmorale n'est-il pas porté çà et là à minimiser de bonne foi l'argumentation de la partie adverse ? Sans doute lui accordera-t-on sans peine que les données de Tacite ne permettent pas, à elles seules, d'identifier le chevalier C. Petronius avec l'auteur du roman, en dépit du titre d'*arbiter elegantiae* de l'un et du cognomen *Arbiter* de l'autre; aussi bien se trouve-t-il des savants pour rejeter cette identification, parmi ceux-là mêmes qui situent notre Pétrone à l'époque de Néron. Mais cela suffit-il à donner du poids à l'hypothèse qui fait état du regain de gloire dont jouit la

[1] E. U. Paoli, *L'età del «Satyricon»*. Studi it. di filol. class., n. s. 14 (1937) 1–46.

gens Petronia à la fin du IIe siècle, pour en inférer que le romancier vivait à cette époque ? Ce «résultat» étant acquis, la suite de l'ouvrage n'a somme toute plus d'autre fonction, en dépit des apparences, que d'extraire du *Satiricon* tous les indices de nature à étayer cette thèse, ce qui ne manque pas de donner à l'analyse un caractère unilatéral, dont se défie le lecteur qui n'est pas acquis d'avance aux idées de M. Marmorale.

Un exemple illustrera la méthode. La section V traite des prédécesseurs de Pétrone, à savoir, selon l'auteur, les deux Sénèque, Martial, Stace, Quintilien, Tacite, Juvénal, Apulée, Fronton, Marc-Aurèle. Pour chacun, et dans des proportions diverses selon les cas, M. Marmorale signale des coïncidences ou des divergences de langue, de style, d'idées etc., propres à déceler des rapports de source à imitateur. Parmi les indices servant à prouver que Pétrone et Apulée parlent la même langue – qui serait la «langue usuelle» de la seconde moitié du IIe siècle et du début du IIIe, avec ses vulgarismes et ses archaïsmes, les uns se confondant d'ailleurs avec les autres – il relève entre autres Apulée, *Mét.* 1, 13, *spiritum rebulliret* et Pétrone 42, 2 *animam ebulliret*, 62, 10 *paene animam ebullii*. Que n'a-t-il mis en parallèle cet exemple beaucoup plus significatif de Sénèque, *Apocol.* 4, 2: *animam ebulliuit*[2] ? C'est que l'*Apocolocyntose* est, avec les inscriptions pariétaires de Pompéi, le témoin le plus embarassant peut-être pour la thèse de M. Marmorale, et le plus favorable à ceux qui placent Pétrone sous Néron. Or, précisément, le savant italien écarte ces témoins, avec un arbitraire peut-être inconscient; non pas qu'il nie tout rapport entre le *Satiricon* et l'*Apocolocyntose*, mais il se borne à déclarer «on comprend que l'*Apocolocyntose* ait été particulièrement présente à l'esprit de Pétrone» (p. 227); et à propos des inscriptions de Pompéi, il laisse entendre (p. 153), qu'elles ne fournissent pas un point de comparaison suffisant, étant donné que Pétrone leur est postérieur d'un siècle au moins ... C'est une véritable pétition de principe, dont on pourrait multiplier les exemples dans les diverses catégories signalées ci-dessus.

En dernière analyse et dans le cas le plus favorable, M. Marmorale aura montré que le *Satiricon* a *pu* être écrit à une époque différente de celle qu'on admet généralement, mais il n'a pas prouvé, pensons-nous, qu'il *ne saurait* avoir été composé sous le règne de Néron et *devait* être postérieur à l'an 180 (les considérations des p. 274 ss. sur la seconde sophistique ne sont nullement convaincantes, d'autant qu'elles reposent sur une interprétation de l'adverbe *nuper*, dans le *Satiricon* 2, 7, qui est condamnée par le contexte; ne le sont pas davantage les réflexions juridiques sur *liber*, *ingenuus* et sur l'*anulus aureus* des pp. 315 et suiv.). Dans ces conditions, et tant que cette preuve n'aura pas été administrée, il convient peut-être ou bien de se récuser, ou bien de s'en tenir à l'opinion traditionnelle. C'est à quoi nous inclinons, en égard aux analogies de langue et de ton avec l'*Apocolocyntose;* aux rapports avec la phonétique et la morphologie des inscriptions de Pompéi; aux idées sur la rhétorique émises au début du roman, qui semblent trouver tout naturellement leur place dans la controverse du Ier siècle sur les causes de la décadence de l'art oratoire; enfin, accessoirement, au poème sur la *Prise de Troie* (sujet traité par Néron). On fera peut-être bien d'écarter, comme élément de preuve, la parodie du *Bellum ciuile* de Lucain, car M. Marmorale a montré par un exemple tiré de Fronton, que la polémique anti-lucanienne durait encore ou s'était rallumée au IIe siècle.

Cette dernière remarque nous conduit à souligner l'apport positif, qui est loin d'être négligeable, du livre de M. Marmorale. Il est venu jeter dans les esprits un doute salutaire touchant certains arguments invoqués jusqu'ici en faveur de la thèse traditionnelle, et il apparaît clairement désormais que nombre d'entre eux peuvent être utilisés par les tenants de l'une et de l'autre opinion, preuve qu'ils n'ont pas de valeur intrinsèque. En outre, le lecteur glane au passage une foule d'observations originales et judicieuses, qui éclairent parfois d'un jour nouveau tels aspects de l'œuvre de Pétrone (voir p. ex. le chapitre sur le lieu et le mois de l'action du roman). Bref, *La questione Petroniana* est un livre qu'il est utile d'avoir lu, non seulement parce qu'il est toujours bienfaisant de rencontrer un philologue qui, croyant s'être trompé, l'avoue sans détours et prend la plume pour assurer le triomphe de l'opinion qu'il a jadis combattue – mais aussi parce que ce livre, fondé sur un examen attentif de l'ensemble des publications antérieures, constitue une somme à laquelle viendront se référer à l'avenir ceux qui étudient Pétrone et l'histoire des mœurs romaines.

2.° A une époque où, semble-t-il, les affranchis parvenus ont une réalité autre que purement historique, le *Banquet chez Trimalcion* rencontre un intérêt accru. Il suffit, pour s'en convaincre, de parcourir la liste des travaux que ce tableau de mœurs si fin dans sa grossièreté même a suscités au cours des lustres écoulés. Venant après celle de M. A. Maiuri, parue en

---

[2] En revanche, il l'a fait dans le commentaire de son édition de la *Cena*, où il considère même l'expression qui figure dans Apulée (de même Perse 2, 9–10 *si ebullit patrui praeclarum funus*) comme une tentative de varier la formule.

1945 (avec commentaire), l'édition de M. Marmorale la complète et la dépasse, comme aussi le commentaire étendu qui y est joint dépasse sur bien des points celui, récent encore (192), de M. P. Perrochat – encore qu'il faille lui reprocher parfois d'accueillir des remarques tr élémentaires pour un texte qui ne trouvera jamais accès dans la salle d'école.

L'édition de M. Marmorale a paru avant *La questione Petroniana*, mais fait déjà état les idées défendues dans cet ouvrage, d'où la place largement réservée aux observations ling tiques et littéraires destinées à établir la priorité de Fronton et d'Apulée. Cette abondance est d'ailleurs loin d'être pure perte aux yeux mêmes de celui que n'aura pas convaincu la démonstration, cela d'autant plus que le savant italien a sur plusieurs de ses prédécesseurs l'avantage d'intérêts moins strictement spécialisés. Cette constitution implique, par nature, un côté négatif, car les occasions ne manqueront pas aux spécialistes de chicaner M. Marmorale sur des détails de tous ordres. La constitution du texte n'est pas toujours en progrès sur Buecheler-Heraeus[3] et le conservatisme avoué de l'auteur représente même parfois un retour en arrière. Ainsi 33, 5 *si adhuc sorbilia sunt* est détaché de *temptemus tamen* et rapporté à *sorberi possunt*, maintenu contre l'avis de la plupart des éditeurs, qui considèrent ces mots comme une glose marginale insérée dans le texte. La phrase *si adhuc sorbilia sunt, sorberi possunt* serait donc, aux yeux de M. Marmorale qui reprend une interprétation de Muncker, une lapalissade à ranger parmi les autres «dicta insulsa» de Trimalcion. Certaines interprétations sont contestables ou même fautives, p. ex 38, 8 *quomodo Incuboni pilleum rapuisset et thesaurum inuenit*, où *et* est assimilé à *etiam*, alors que, de toute évidence, l'on a affaire ici à un cas typique du phénomène de para-hypotaxe fréquent dans les parlers populaires. On pourra aussi reprocher à M. Marmorale de n'avoir pas tiré tout le parti désirable de l'étude de Vreese sur les conceptions astrologiques du chap. 39. Mais ce sont là, péchés véniels, largement compensés par la valeur du commentaire dans son ensemble, qui se recommande, entre autres,par le grand nombre et la précision des références aux textes anciens et aux travaux modernes, énumérés dans une bibliographie à laquelle il n'y a rien à redire, sinon qu'elle eût gagné à signaler à quel passage de Pétrone se rapportent les articles consacrés à l'étude d'une petite portion de texte. A. Labhardt.

Emanuele Castorina: **I «poetae novelli».** Contributo alla storia della cultura latina nel II secolo d. C., mit Vorwort von E. V. Marmorale. Biblioteca di Cultura vol. 31. La Nuova Italia, Florenz 1949. 228 S.

Den Versuch zur Deutung jener poetischen Strömung des 2.–3. Jahrhunderts n. Chr., die man gemeinhin unter «poetae neoterici» versteht, leitet C. damit ein, daß er vom vagen Sammeltitel «poetae neoterici» den Begriff «poetae novelli» streng scheidet im Sinne einer terminologisch, chronologisch und programmatisch genau zu definierenden Dichterschule, die über Gellius und Fronto mit der sog. 2. Sophistik in Verbindung stehe; nach vorwärts sei sie mit Terentianus Maurus abzugrenzen, nach rückwärts mit Gellius' Freund Annianus Faliscus, in dessen Nähe der (neben Alfius Avitus und Marianus) bekannteste «novellus» Septimius Serenus gehöre; ihre Traditionslinie wird über die «praenovelli» Hadrian, Florus und Petron (lyr. Partien des «Satiricon») unmittelbar an die Vorneoteriker um Laevius angeschlossen. Als Grundzüge der «novitas» dieser Dichtergruppe zeichnet sodann C den «popolarismo» und den «romanesimo», d. h. die Vorliebe für «volkstümlich-ländliche Schlichtheit» und für ein idealisiertes Altitalien, mit allen Folgen für Motivwahl und formale Gestaltung, darunter der archaisierende Attizismus und vor allem die metrische Vielfalt und Ausgefallenheit, die als programmatisches Abrücken von den konventionellen «klassischen» Versmaßen zu den Formen und der Technik «bodenständiger» italischer Volksliedkunst, nicht als abstruser Alexandrinismus verstanden werden wolle. Die Dichtung der «poetae novelli», die abschließend jeder für sich und in ihrer Nachwirkung gewürdigt werden, erscheint so als liebenswürdiger Ausdruck eines romantisch-arkadischen «modo di tono minore», wie er auf dem Boden des liberalen Pazifismus einer kultivierten Gesellschaft unter Hadrian und den Antoninen gedeihen konnte. Das Buch darf trotz mancher philologisch wenig fundierten Konstruktion (so z. B. beim dubiosen Titel «novelli», beim forcierten Begriff «Schule» oder bei der die hellenistische Komponente allzu stark ignorierenden «italicità») und einer bemühend weitläufigen Polemik, die dem ganzen den Charakter des Unfertigen verleihen, als anregender Beitrag zum Verständnis einer wichtigen, oft gar zu stiefmütterlich behandelten Epoche römischen Geisteslebens gewertet werden.

M. Puelma.

R. P. *Festugière*, O. P.: **La révélation d'Hermès Trismégiste, II: Le dieu cosmique.** Etudes bibliques. J. Gabalda et Cie, éditeurs, Paris 1949. XVII + 610 S.

Das auf vier Bände veranschlagte Werk, von dem hier der zweite Teil anzuzeigen ist, schließt sich an die treffliche Ausgabe des *Corpus Hermeticum* an, von welchem der Verfasser

zusammen mit A. D. Nock in der «Collection des universités de France» 1945 die beiden ersten Bände hat erscheinen lassen. Unter dem Titel *Le dieu cosmique* werden die hermetischen Traktate als spätes Produkt der von Platon begründeten Astralreligion des Hellenismus dargestellt; mit orientalischen Einflüssen scheint der Verfasser gar nicht rechnen zu wollen. Die wirre Ordnung, in welcher die Hermetica bedeutende Gedanken und Bilder anführen, verrät, daß die Verfasser, philosophisch selbst ganz unschöpferisch, der hohen Tradition nicht gewachsen waren, welche sie aufnahmen. Auf eine Analyse der einzelnen hermetischen Schriften folgt die breit angelegte Geschichte des Gottesgedankens in der griechischen Naturphilosophie, beginnend mit Anaxagoras und Diogenes von Apollonia. Besonders eingehend werden der Timaios und die Gesetze Platons behandelt, wo der Kosmos in seiner vollkommenen gesetzmäßigen Bewegung das höchste, rein geistige Sein zur Darstellung bringt. Anschließend daran zeigt der Verfasser, wie im nachplatonischen Denken, bei Aristoteles *Περὶ φιλοσοφίας* und in der Stoa vor allem, die im Kosmos sich manifestierende Gottheit als höchstes Wesen an Stelle der Idee tritt und wie vom dritten Jahrhundert vor Christus bis ins zweite nach Christus eine kosmische Frömmigkeit die Religion der Gebildeten ist, weit über die Grenzen der einzelnen Schulen hinaus. Bevorzugte literarische Form für die Darstellung des Lehrgehaltes wird die Eisagoge, vertreten durch die ps. aristotelische Schrift *Περὶ κόσμου* und die Lehrbücher von Geminos und Kleomedes. So zum Gemeingut weitester Kreise geworden, gelangt das Gedankengut schließlich auch in die hermetischen Traktate. F. Wehrli.

Goro Mayeda: **Le langage et l'évangile.** Labor et Fides, Genève 1948. 8⁰. 176 p.

M. Goro Mayeda, un jeune savant japonais fixé en Suisse, s'est fait connaître par l'étude très soignée qu'il a consacrée aux fragments évangéliques de Londres (*Das Leben-Jesu-Fragment Papyrus Egerton 2 und seine Stellung in der urchristlichen Literaturgeschichte* [Bern 1946], cf. notre compte rendu dans Erasmus I [1947], col. 577–579). Son nouvel ouvrage veut répondre à la question de savoir ce qu'est le language, défini comme moyen d'expression et de communication, aux yeux des premiers chrétiens. M. Mayeda rappelle que l'Ancien Testament, dans le récit de la tour de Babel, fait de la pluralité des langues une conséquence du péché de l'homme, et veut rechercher quelle est la contrepartie positive, dans le Nouveau Testament, de cette confusion des langues. Notre auteur remarque justement que le Nouveau Testament est très discret sur ce point. Il lui suffit d'affirmer l'unité du genre humain recréé par la grâce, sans s'arrêter au problème de l'unité de la langue. Car «la venue du Christ inaugure une nouvelle époque où tous ceux qui acceptent l'évangile se comprennent grâce à la présence de l'Esprit» (p. 165). «L'Evangile est la seule langue que tous les croyants comprennent et qui leur permet de se comprendre mutuellement» (p. 166).

M. Mayeda a bien vu que le christianisme possède dans la charité un principe de communion suffisant, et d'un ordre plus profond que l'unité toute extérieure envisagée, de notre temps, au moyen de telle ou telle langue artificielle. Saint Paul dit des croyants qu'ils sont un en Jésus-Christ, en dépit de toutes leurs différences naturelles, y compris la différence des langues, qui n'a plus d'importance en regard de cette unité nouvelle. C'est pourquoi nous ne pensons pas, avec M. Mayeda, que le problème du language a été «relativement négligé dans la théologie biblique du Nouveau Testament» (p. 10). Ce problème, dans la mesure où il existe, n'est que périphérique.

Il s'en faut toutefois que le livre de M. Mayeda soit inutile. On le lira et on le consultera avec fruit, car il apporte, sur plusieurs points, des vues souvent originales et parfois fort suggestives. Ph. Menoud.

Rudolf Bultmann: **Das Urchristentum im Rahmen der antiken Religionen.** Erasmusbibliothek. Zürich 1949. Kl. 8⁰. 263 S.

«Dem Alten Testament fehlt die griechische Frage nach der Arche (*ἀρχή*)», beginnt der erste Hauptabschnitt über das Alttestamentliche Erbe. Das ganze Buch ist eine geistesgeschichtliche *σύγκρισις* von Judentum und Griechentum. Zwischen den beiden Polen steht die Stoa noch weit rechts, mehr der Mitte zu Gestirnreligion, Mysterienreligion, Gnosis; diese bildet das Gelenk zur Linken hin; da füllt das Urchristentum als synkretistische Religion den Platz bis zum linken Pol, dem Judentum, an das direkt auch die Lehre Jesu angeschlossen ist, wobei gezeigt wird, wie das Spätjudentum, das durch seine Ritualisierung das Leben «entgeschichtlicht», und der aus dem Iran kommende Gedanke vom Weltgericht auf Jesus wirkt. Aufbau und Durchführung zeugt von außerordentlichem Geschick pädagogischer Hinlenkung auf die Probleme. Der Leser, der nicht als Fachspezia-

list betrachtet wird, gewinnt durch vorsichtig dosierte Literaturangaben den Zugang zur nächsten Stufe des Eindringens. Eindrücklich sind, besonders für den jüdischen Teil, Übersetzungsproben gewählt.

Auf griechischer Seite finden Hervorhebung: Prinzip, Weltordnung, Naturgesetz, Wahrheit, Wahlfreiheit, Geist, auf jüdischer: Gott, Gottesfurcht, Wunder, Geschichte, Erwählung, «der Kommende». Ein Hauptgedanke, in dem sich das existentielle Credo des Verfassers ausdrückt, ist der, daß das jüdische und christliche Gottesverständnis nur echt ist, wenn es offen bleibt für den Kommenden, und insofern eschatologisch ist, nie einen abgeschlossenen innerweltlichen Glückzustand erwartet. Wohl überspitzt ist in diesem Sinn die Deutung von Paulus *1. Kor.* 13, 13 (gegenüber der Teilgnosis (*μενεῖ πίστις, ἐλπίς* (S. 208, 233). So sehr mit ruhiger Sympathie der Verfasser altgriechisches Wesen sowohl in der Staatsgesinnung und ihrer Krise wie im platonischen Bildungsgedanken schildert, mehr bewegt ihn noch der Stoiker, der sich ins Zeitlos-Ewige des Logosseins aufschwingt, während dagegen für das Christentum die Zeitlichkeit zum Wesen des Menschen gehört. Ist der Verfasser bereit, eine Verwandtschaft zwischen der stoischen und der paulinischen Freiheit anzuerkennen, so bemerkt er doch sofort, daß der Stoiker sie besitzt, indem er aus der Zeitlichkeit geflüchtet ist und somit frei von der Zukunft ist, während der Christ frei für die Zukunft ist, für die Begegnungen, in denen er Gottes Gnade immer aufs neue als die auf ihn zukommende erfährt (S. 207). Von der Gnosis aber, die als ursprünglich nicht christliche Erscheinung auf das Christentum hinüberwirkt, unterscheidet sich dieses dadurch, daß die christliche Seele (trotz der *κλῆσις* und *ἐκλογή*, worauf der Verfasser nicht näher eingeht) vor geschichtlicher Entscheidung und Schuld steht, während die gnostische Seele, schon durch ihre Präexistenz, in das Naturgeschehen eingebunden ist.

Man sieht, wie antithetisch das ganze Buch gefaßt ist und wie die Antithesen schließlich in der höchsten von Geschichte und Entscheidung einerseits, von Natur und Geist anderseits gipfeln. Das Verfahren ist gerade durch die Ausscheidung der das Thema nicht fördernden Momente höchst aufschlußreich, mag auch der gläubige Christ der Meinung sein, daß das ganz Andere im fleischgewordenen Logos liegt, und der Philologe verfolgen, wie die beiden Gegensätze sich unter der Einwirkung einer humanistischen Philosophie vereinigen konnten. Willy Theiler.

J.-D. Burger: **Saint Augustin, un père de l'église.** Baconnière Neuchâtel 1948. 240 S. Fr. 8.–

J.-D. Burger, Professor der Kirchengeschichte an der theologischen Fakultät in Neuenburg, verfolgt mit seinem Buche die Absicht, die Gestalt des großen Kirchenvaters einem weiteren Leserkreise nahezubringen. Wesentliche neue Gesichtspunkte werden nicht geboten, aber der Stand der heutigen Augustin-Forschung ist fast überall berücksichtigt, auch sind die Quellen selber in reichem Maße herangezogen. Die Darstellung ist lebendig und wird ihren Zweck, den Lesern ein plastisches Bild des Menschen, Christen, Theologen Augustin zu vermitteln, zweifellos erfüllen. F. Blanke.

Guido Müller, S. J.: **Lexicon Athanasianum.** 1. Lieferung *A–ΑΣΙΑ*, 1944; 2. Lieferung *ἀσινής–διαλύω*, 1949; 3. Lieferung *διαμαρτάνω–ἐν*, 1949; Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Es ist außerordentlich zu begrüßen, daß die Veröffentlichung dieses noch im Krieg begonnenen Werkes nun trotz den Schwierigkeiten, die mit der Drucklegung eines Speziallexikons verbunden sind, fortgesetzt werden kann. Der Verfasser hat die Athanasius-Ausgabe von Migne, *Patrologia Graeca* Bd. 25 und 26 zugrunde gelegt. Das Lexikon wird aber dank einer glücklichen wissenschaftlichen Zusammenarbeit auch für die durch die Kommission für spätantike Religionsgeschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaft in Angriff genommene kritische Ausgabe der Werke des Athanasius dadurch nutzbar gemacht werden, daß an ihrem Rande die Kolumnenzählung von Migne wiederholt wird. Historiker und Theologen sind dem Verfasser zu größtem Dank verpflichtet für diese mit wahrem Bienenfleiß hergestellte Arbeit, die die Bedeutung der von Athanasius gebrauchten Wörter mit der Stellenangabe verzeichnet. Der ganze Ertrag dieser sorgfältigen Arbeit würde natürlich noch mehr zur Geltung kommen, wenn wir für andere Kirchenväter ähnliche Speziallexika besäßen und wenn wir so Gebrauch und Bedeutung der gleichen Wörter vergleichen könnten. Bei der großen Wichtigkeit des Athanasius war es gerechtfertigt, gerade seinem Schrifttum ein Speziallexikon zu widmen. Aber es wäre zu wünschen, daß das Beispiel von Guido Müller im Hinblick auf andere griechische Schriftsteller Nachahmung fände. Oscar Cullmann.

Eugippii Commemoratorium vitae sancti Severini. Editiones Heidelbergenses 10. Carl Winter, 1948.

Das Lebensbild des heiligen Severinus bildet eine kostbare Quelle für die Zeit der untergehenden Antike und für die Kenntnis der kulturellen Zustände des Noricums im 6. Jahrhundert. Zudem ist es ein wertvolles Zeugnis für die spätlateinische Sprache. Die Editiones Heidelbergenses sollen in erster Linie den Studierenden der geisteswissenschaftlichen Disziplinen solche bedeutende, aber kaum erhältliche Texte in billigen Ausgaben zugänglich machen. Es ist allerdings schade, daß dieses Büchlein ohne jeden sprachlichen und sachlichen Kommentar herausgegeben wurde; es hätte dadurch noch viel gewonnen. Für andere Texte der Reihe scheinen Sachanmerkungen vorgesehen zu sein. H. Koller.

José Ruysschaert: **Le séjour de Juste Lipse à Rome (1568–1570) d'après ses «Antiquae Lectiones» et sa correspondance.** Aus «Bulletin de l'Institut historique belge de Rome», fasc. 24, 139–192. Brüssel 1947/48.

Die philologischen Studien von Lipsius in Rom, insbesondere diejenigen für seine berühmte Tacitusausgabe und die damit zusammenhängenden persönlichen Beziehungen mit dem Leiter der Vaticana, Kardinal Sirleto, mit dem bedeutenden Bibliothekar, Antiquar und Philologen Fulvius Orsini, mit Paulus Manutius und Muret werden schärfer beleuchtet an Hand der handschriftlichen Randnoten zu den *Antiquae Lectiones* und des Briefwechsels, von dem die gedruckten Stücke in Regestenform, die ungedruckten vollständig abgedruckt sind. Neues Licht fällt vor allem auf die Beziehungen zu Muret, die infolge des Plagiatsvorwurfes gegen Lipsius' Tacitusausgabe nach herzlicher Freundschaft gespannt werden, vorübergehend in Ordnung kommen, um dann 1580 nach der Veröffentlichung von Murets Anschuldigungen endgültig abzubrechen. W. Rüegg.

Maurice Grammont: **Phonétique du grec ancien.** Collection Les langues du monde; série: grammaire, philologie, littérature, vol. III. I. A. C., Lyon 1948. XX + 456 S.

Michel Lejeune: **Traité de phonétique grecque.** Collection de philologie classique III. Klincksieck, Paris 1947. XVI + 359 S.

Mit großem Elan haben französische Gelehrte in den letzten Jahren die wichtigsten Gebiete der griechischen Sprache für die Philologen dargestellt. Zu P. Chantraine's *Grammaire homérique* (Paris 1942, vgl. M. H. 2, 197ff.) und *Morphologie historique du grec* (Paris 1945 und 1947) und zu J. Humbert's *Syntaxe grecque* (Paris 1945) kommen nun auch die zwei Darstellungen der Lautlehre, die sich freilich schon durch Ausgangspunkt und Methode der beiden Verfasser wesentlich unterscheiden.

Grammont, der als Verfasser des *Traité de phonétique* (Paris 1933, 2. wenig veränderte Aufl. 1939) bekannt ist, geht von der allgemeinen Phonetik aus, die er am Griechischen exemplifiziert und gleichsam durchexerziert. Bei den Lautgesetzen, deren absolute Gültigkeit er ausdrücklich betont (S. 3), interessieren ihn vor allem der Weg und die Ursache eines Lautwandels. Er glaubt nun in jedem einzelnen Fall aufs genaueste die verschiedenen Zwischenstufen angeben zu können, aber nicht etwa durch scharfsinnige Interpretation der Gegebenheiten der griechischen Sprache, sondern nur auf Grund allgemein-phonetischer Überlegungen. Wenn er nun dabei der Diskussion über strittige Fragen ausweicht und auch fast jeden Hinweis auf die Untersuchungen anderer meidet, so mag das noch angehen. Bedauerlicher ist, daß er bei den zitierten Wörtern nicht nur keine Belegstellen angibt, sondern sich auch sonst sehr gleichgültig und unexakt zeigt. Ungenauigkeiten und richtige Fehler, die man nur zum kleinsten Teil als Druckfehler erklären und nur teilweise mit dem während des Druckes erfolgten Tode des Verfassers entschuldigen kann, begegnen uns denn auf Schritt und Tritt. So soll nach S. 30 böot. *υ* in *ἐμῦ* = *ἐμοῖ* (gemeint *ἐμοί!*) usw. als *u* (= fr. *ou*) ausgesprochen worden sein (statt *ü*); S. 53 wird als hom. *ἄδομαι*, böot. *ϝηδο[μη]* (statt *ἥδομαι* [hom. nur *ἥσατο* bezeugt], bzw. *ϝαδο[μη]*) und als hom. *ʿϝᾱδύς* (sic!) «süß» angeben (ebenso im Index), S. 74 hom. *λέκτο* «il se coucha» zu *λέγω* gestellt, S. 387 das hom. *ποδάνιπτρον* (aus **ποδ-απόνιπτρον*) als Beispiel erst neugriechisch (!) Haplologie («superstition syllabique») erklärt, usw. Nicht selten widersprechen sich die Erklärungen an den verschiedenen Stellen: z. B. wird *ἵημι* S. 46 auf die Wurzel **sē-* zurückgeführt, S. 298 aber zu lat. *iēcī* (Wurzel **yē-*) gestellt, und die Kürzung von *ēi. ēn* usw. vor Konsonant (Osthoffsches Gesetz) läßt Grammont S. 382 erst nach Abfall des Schluß *-τ* eintreten (*φέρηι* <**φέρηιτ* bleibt), S. 347 aber schon vorher wirksam sein (*ἔμιγεν* <**ἔμιγεντ* <**ἐμίγηντ*). Dazu kommt noch, daß Grammont das griech. Material oft sehr willkürlich interpretiert. So glaubt er z. B. S. 334 in *τετραίνω* die idg. Schwundstufe **trə-* (**te-trə-n-yō*), im regelmäßig dazu gebildeten hom. Aor. *τέτρηνα* (att. Inschr. *τετρᾶναι!*) aber die Vollstufe

**trē-* feststellen zu können. Nicht minder unzuverlässig sind aber auch oft die Angaben über die idg. Verhältnisse. So gewinnt man aus der Darstellung S. 38 und 174ff. den Eindruck, als ob die Differenz zwischen idg. palatalem *k'* (z. B. in lat. *vīcus* = ai. *vēśáḥ* «Siedlung» und dem velaren *k* oder *q* (z. B. in lat. *lūcus* = ai. *lōkáḥ* «freier Platz, Welt usw.») vom folgenden Vokal (*i, e – a, o, u*) abhängt, während sie gerade damit nichts zu tun hat. Höchst sonderbar sind auch Grammont's Ansichten über das viel diskutierte idg. *ə*, wenn er S. 297f. (vgl. S. 345) *e* als *eə*, *ā* als *aə* und *ō* als *oə* erklärt.

Wenn nun die Lektüre dieser Schrift, vor der ein Anfänger nicht energisch genug gewarnt werden kann, für einen Linguisten doch zahlreiche wertvolle Anregung bietet, so rührt das nicht nur daher, daß hier die Probleme einmal von ganz andern, nämlich von allgemeinphonetischen Gesichtspunkten aus behandelt werden, sondern wohl vor allem daher, daß Grammont hier versucht, die verschiedensten Teilerscheinungen der griechischen Lautlehre mit einigen wenigen Grundprinzipien zu erklären. Wichtig ist vor allem sein Satz, daß eine Silbe je nach der Struktur der umgebenden Silben in verschiedener Gestalt erscheinen kann, und daß in der Wortfuge die zusammentreffenden Laute und Silben grundsätzlich ebenso behandelt werden wie im Wortinnern. Auf diese Weise erklärt er z. B. nicht nur die doppelte Vertretung von idg. *r̥* als *ρα* und *αρ* (*ὁ δ/ρα/τός*, aber *τὸν/δαρ/τόν*, S. 280), sondern auch die von idg. *y-(i̯)* im Anlaut durch *ζ* und *ʿ* (*ζ* angeblich wenn vorher *-t, -d, -s, -n, -r;* sonst *ʿ*, S. 97f.). Freilich entgeht er hier nicht der Gefahr, dieses Prinzip ad absurdum zu führen, indem er sogar die ungleiche Berücksichtigung und Vernachlässigung des *ʿϝ* bei Homer (z. B. in *ἕ*<**swe*) als Nachwirkung satzphonetisch bedingter Nebenformen erklärt (S. 78f.).

Beim Werk von *Lejeune*, der sich in seinen bisherigen Publikationen vor allem als gewiegter Kenner der griechischen Epigraphik und Dialektologie erwiesen hat, finden wir fast alles, was wir bei Grammont vermissen: zuverlässiges Tatsachenmaterial mit reicher Berücksichtigung der einzelnen Dialekte, exakte Interpretation der tatsächlichen Gegebenheiten unter genauer Beachtung der chronologischen Verhältnisse und ein wohlabgewogenes Urteil. Dazu kommt eine anschauliche Darstellung, ferner ein klarer Aufbau, der zusammen mit einem ausführlichen Inhaltsverzeichnis, einem Wortindex und einem vorbildlichen «index analytique» auch das Nachschlagen sehr erleichtert. Nach einer Einleitung, in welche der Verfasser in geschickter Weise die wichtigsten bibliographischen Angaben einflicht, beginnt die eigentliche Darstellung, die in erster Linie deskriptiv sein will, und deren Übersichtlichkeit noch durch verschiedene Tabellen bedeutend gefördert wird. Die allgemein phonetischen Angaben, die er bei jedem einzelnen Abschnitt macht, stützen sich vor allem auf Grammonts *Traité* (s. oben), auf welches Werk er denn auch häufig verweist, während er sonst leider nirgends genaue Zitate gibt, in der Meinung, daß das in Schwyzers Grammatik schon erschöpfend erfolgt sei (S. IX). Da aber Schwyzers ohnehin schwer befrachtete Darstellung gerade bei der Lautlehre recht unübersichtlich geraten ist, glaube ich, daß alle, welche sich weiter in die einzelnen Probleme einarbeiten wollen, Lejeune dankbar wären, wenn er jeweilen wenigstens auf die oft schwer auffindbaren Stellen bei Schwyzer verwiesen hätte. Da der Verfasser in seinen Schlüssen sehr vorsichtig ist und sich nicht scheut, wo es nötig ist, zu gestehen, daß das Problem noch ungeklärt ist, sind seine Deutungen in den weitaus meisten Fällen einleuchtend oder wenigstens annehmbar, und zwar auch dort, wo man selbst gerne eine etwas andere und vielleicht auch entschiedenere Stellungnahme gewünscht hätte. Selten melden sich größere Bedenken, so z. B. wenn er S. 81 das *σι* des Typus *λῡσι-μελής* als altes «desideratives» *si* betrachtet, statt es zu den aus *τι* (vgl. *βωτι-άνειρα*) entstandenen *σι* zu zählen, was wohl seit Knecht, *Geschichte der griechischen Komposita vom Typ τερψίμβροτος* (Diss. Zürich 1946) als gesichert gelten dürfte. Unbefriedigend scheint mir auch der Versuch, den lautgesetzlich offenbar nicht korrekten Nom. Sg. m. (*φέρ*)*ων* als ursprünglich selbständigen *-n*-Stamm vom übrigen Part. auf *-οντ-* zu trennen (S. 189 Anm. 2), oder etwa *λύκος* als Kreuzung zweier idg. Wörter für «Wolf», nämlich **wl̥kʷos* (= ai. *vṛ́kaḥ* usw.) und **lupos* [?] (= lat. *lupus*) zu erklären (S. 36), da uns meines Erachtens nichts hindert *λύκος* lautgesetzlich aus dem sichern **wl̥kʷos* herzuleiten (mit *λυ* aus *l̥* in labialer Nachbarschaft). Doch scheint es mir nicht angebracht zu sein, solche und ähnliche Kleinigkeiten allzu breit zu besprechen, da sie angesichts der großen Vorteile, die uns Lejeune mit diesem Werk bietet, nicht ernstlich ins Gewicht fallen dürfen.

Ernst Risch.

René Waltz: **Manuel de thème latin.** Librairie C. Klincksieck, Paris 1948. 8⁰. 181 p.

Les exercices de thème latin ne figurent plus guère au programme des gymnases suisses, tout au moins de ceux de la Suisse romande, et le thème latin ne fait plus partie, chez nous, des épreuves du baccalauréat. Aussi bien, les premiers essais des étudiants en philologie

classique de nos universités, dans ce domaine, sont-ils généralement piteux, et les thèmes que, pendant la durée de leur scolarité, ils ont à fournir obligatoirement à leur professeur et qui sont corrigés et commentés par celui-ci, ne suffisent-ils pas, tant s'en faut, à leur apprendre à écrire le latin sinon avec aisance, du moins avec exactitude et propriété. Pour arriver à ce résultat, ils doivent s'astreindre à un entraînement assidu et systématique, en faisant, à titre facultatif et pour leur propre compte, le plus grand nombre possible de traductions latines de textes modernes. Mais cet effort demeurerait stérile sans un moyen de contrôler leurs projets de rédaction. A cet égard, le *Manuel de thème latin* de M. Waltz, sorti de la pratique de son enseignement à la Faculté des Lettres de Lyon, leur rendra un précieux service, en mettant à leur disposition un recueil abondant de modèles de traductions d'extraits des principaux classiques français et de quelques auteurs modernes, gradués par ordre de difficulté, le tout précédé de conseils judicieux sur la meilleure manière de s'initier à la préparation d'un bon thème latin. On regrettera seulement que M. Waltz ait placé les traductions en regard des originaux français, car de cette façon, l'étudiant ne résistera pas à la tentation de regarder la page de droite dès qu'une difficulté, rencontrée sur celle de gauche, l'arrêtera, et ainsi tout le profit qu'il pourrait retirer de son exercice ira à vau-l'eau.

Max Niedermann.

Heinrich Lausberg: **Elemente der literarischen Rhetorik,** Eine Einführung für Studierende der romanischen Philologie. Max Hueber Verlag, München 1949. 93 S.

Diese knapp gefaßte Systematik der rhetorischen Begriffe ist geordnet nach I. Wortfiguren (Tropen, grammatische Figuren, Satzfiguren), II. Gedankenfiguren und III. Stilfehler; den Abschluß bildet ein terminologischer Index.

Die Begriffe, ausnahmslos antiker Herkunft, werden durch die wichtigsten Stellen griechischer und römischer Theoretiker belegt sowie durch antike oder jüngere Beispiele erläutert; der Leitfaden ist dadurch ein ebenso wertvolles Orientierungsmittel für den Studierenden der klassischen Philologie wie für den Romanisten. Noch höher als dies möchten wir aber den dokumentarischen Wert des Büchleins veranschlagen: indem es mit jeder Zeile an die gemeinsamen Wurzeln der europäischen Literaturen erinnert, führt es den Blick von der einzelnen nachantiken Dichtung nicht nur in die historische Tiefe, sondern auch über die Sprachgrenzen zu den zeitgenössischen Schöpfungen der übrigen Literaturen. So vermag es in der gleichen Richtung zu erziehen wie das 1948 bei Francke in Bern erschienene monumentale Werk von E. R. Curtius über *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter.*

F. Wehrli.

Commemorative Studies in Honor of Theodore Leslie Shear. Hesperia: Supplement VIII. American School of Classical Studies at Athens 1949. XV + 433 S. 64 Tafeln.

Ein gewichtiger Band feiert das Andenken des Initiators und Leiters der größten archäologischen Unternehmung in Griechenland, der Ausgrabung der attischen Agora, als Supplement einer Zeitschrift, die ungefähr den gleichen Geburtstag wie diese Ausgrabung hat und uns Jahr für Jahr die attische Geschichte mehr erhellt. Theodore Leslie Shear ist am 3. Juli 1945 im Alter von 65 Jahren gestorben. Ihm sind die Ausgrabungen von Sardes und manche kleinere zu verdanken, er hat die Freilegung Korinths kräftig gefördert; vor allem aber wird mit seinem Namen immer die Erinnerung der raschen Freilegung des attischen Markts mit entsprechender Veröffentlichung der Ergebnisse verbunden bleiben. Daß er die rechten Mitarbeiter fand, davon zeugt dieser reiche Band, dessen Beiträge wir nicht in ihrer alphabetischen Reihenfolge, sondern nach ihren Themen geschichtlich geordnet nennen.

Die fettleibigen Marmorstatuetten vom griechischen Festland hält für neolithische Nachzügler aus der frühen Bronzezeit Alan J. B. Wace, *Prehistoric Stone Figurines from the Mainland* (423–433, T. 64). – F. O. Waage, *An Early Helladic Well near Old Corinth* (415 bis 422, T. 61–63) veröffentlicht den Inhalt eines tiefen Schachtes, der neben reicher Keramik auffallenderweise fast 30 menschliche Skelette enthielt; Opfer bei einer Austrocknung oder Profanation eines Brunnenschachtes? – E. R. Caley, *On the Prehistoric Use of Arsenical Copper in the Aegaean Region* (60–63) beobachtet häufigen Arsenzusatz zum Härten des Kupfers; vielleicht einer der Versuche, die zur Erfindung der Bronze führten. – C. W. Blegen, *Hyria* (39–42) hat das homerische Hyria in Böotien wiedergefunden, mit Resten eines Kuppelgrabes, welches das von Trophonios und Agamedes für König Hyrieus errichtete sein könnte. – Ein phönizisches Amulett aus blauem Glas mit dem Relief eines Frauenkopfes auf jeder Seite stammt aus streng geometrischem Fundzusammenhang der Agora und muß zu den frühesten orientalischen Importstücken in Griechenland gehören;

R. Young, *An Early Amulet Found in Athens* (427–433) datiert m. E. zu spät, gegen 750 v. Chr. – H. Goldman, *Sandon and Herakles* (164–174, T. 18) leugnet, daß der kilikische Gott Sandon der Vermittler zwischen dem heraklesähnlichen Helden auf altorientalischen Siegeln und dem griechischen Herakles sein könne. Die Heraklesvorstellung sei in mykenischer Zeit an die syrische Küste gebracht worden und habe dort die von jenen Siegeln bekannten Züge angenommen (Löwenfell, Hydrakampf).

In die archaische Zeit führt eine spannende Geschichte. Griechische Händler besitzen eine Statuenbasis mit der Inschrift:

στῆθι: καὶ οἴκτιρον Κροίσο παρὰ σῆμα θανόντος
ἥν ποτ' ἐνὶ προμάχοις: ὄλεσε θῶρος: Ἄρες.

Aber niemand will den hohen geforderten Preis zahlen, und so ist es fraglich, ob die Basis zum New Yorker Jüngling des Dipylonmeisters gehört, dessen Echtheit seltsamerweise immer noch gelegentlich angezweifelt wird, oder zum Jüngling von Anavysos; sie gehört trotz der reifen Schriftformen eher zu jenem nach G. Ph. Stevens und E. Vanderpool, *An Inscribed Kouros Base* (Supplementary Note by D. M. Robinson) (361–364, T. 48). – Den Unterteil einer attischen Grabstele aus dem dritten Viertel des 6. Jahrhunderts von der Agora deutet der jetzige Leiter der Agoragrabung, H. A. Thompson, *An Archaic Gravestone from the Agora* (373–377, T. 51f.) als Rest eines stehenden Mannes mit einem Hund, also als Vorstufe des Typus der wohl parischen Tierstelen. – F. F. Jones, *A Bronze Patera in Princeton* (209–212, T. 22f.) datiert die Pfanne nach dem Griffjüngling m. E. etwas zu früh gegen 500 v. Chr. – Herrliche rotfigurige Fragmente von den ersten Meistern, die die archaische Fügung sprengten, erklärt J. D. Beazley, *Some Panaitian Fragments* (3–5, T. 1f.). – H. R. W. Smith, *A Goddess from Lebadeia* (353–360, T. 47) – ausgehend von einer Tonprotome aus Lebadeia – bespricht in einer tiefdringenden Untersuchung die Protomen einer Göttin, die in rhodischen Gräbern im letzten Drittel des 6. Jahrhunderts zusammen mit der Ausgestaltung des Grabs als Heiligtum der Totengötter auftreten und sich in Ost- und Nordgriechenland, aber auch in Sizilien und bis Sardes, in Kyrene, der Krim, Karthago und Sardinien erstaunlich verbreiten (nicht in der Peloponnes); sie können Demeter, Hera, Kore, selbst Athena gelten (vgl. dazu jetzt *Larisa* III [1942] T. 6, 14. 17; 8, 3).

Mit der hohen Klassik beschäftigen sich fast nur architekturhistorische Arbeiten. M. Crosby, *The Altar of the Twelve Gods in Athens* (82–103, T. 11–14) veröffentlicht die Asylstätte, den Zentralmeilenstein des attischen Straßennetzes, den Altar, der sich dort befand, wo die Landstraßen in die eigentliche Stadt führten, und schreibt seine Geschichte. Peisistratos d. J. weihte 522/1 den Altar, umgeben von einer Balustrade, die wahrscheinlich Bilder der zwölf Götter trug. Diese feine und wichtige Vermutung wird m. E. gestützt durch den von R. Naumann entdeckten Altar mit Reliefs der Zwölf Götter auf der Agora von Smyrna, aus der Zeit des Aelius Aristides (Belleten 7 [1943] 213ff., 9 [1945] 405ff. AJA 51 [1947] 196ff. T. 38; Naumann demnächst in Festschrift Schede). Der attische Altar wurde das Vorbild für die Anbringung von Reliefschmuck auf den Umhegungen der Altäre selbst (Pergamonaltar, Ara Pacis usw.). In der Parthenonzeit wurde die von den Persern zerstörte Umhegung erneut. Die dem Zwölfgötteraltar gegenüberliegende, die Westseite des Markts begrenzende Zeushalle wurde dann von Euphranor mit den Gemälden der Zwölf Götter geschmückt. Der griechische Architekt J. Travlos, *The West Side of the Athenian Agora Restored* (382–393, T. 54–56) veröffentlicht seine feinen Modelle der Bauten auf der Westseite der Agora mit vortrefflichen Plänen der Bauten und des umgebenden Straßennetzes und mit einer knappen Darstellung der topographischen Probleme, die einiges Neue bringt. Er weist darauf hin, wie klug im Schaubert-Kleanthesschen Plan für Neu-Athen, der leider nur in Klenzes Modifikation zur Ausführung kam, vorgesehen war, daß das antike Stadtgebiet als Gelände für spätere Ausgrabungen unbebaut bleiben sollte.

Als Teil seiner neuen systematischen Untersuchung der Architektur des Parthenon berichtigt A. K. Orlandos, *Notes of the Roof Tiles of the Parthenon* (259–267, T. 26) die Rekonstruktion des Marmordachs. – Seine Wiederherstellung des Ostgiebels des Parthenon sucht R. Carpenter, *The Ostia Altar and the East Pediment of the Parthenon* (71–74, T. 10) zu stützen. Er zeigt, daß auf dem Altar von Ostia nicht ein praxitelischer Götterkreis, wie Becatti angenommen hatte, war, sondern Typen ganz verschiedener klassischer Zeit zusammengestellt sind. Aber damit verliert der Altar auch jede Beweiskraft für Carpenters Absicht; merkwürdigerweise erwähnt er nicht M. Wegners Entdeckung der Hera aus dem Ostgiebel, durch die Carpenters Rekonstruktion widerlegt wird (Athen. Mitt. 57 [1932] 92 bis 101). – B. H. Hill, *The Interior Colonnade of the Hephaisteion* (190–208, T. 21) ergänzt die Innenhalle des «Theseion» mit sieben Säulen auf den Langseiten, vier auf der Schmalseite (Dinsmoor 5, 3). Man wundert sich oft, warum Korinth, das in archaischer Zeit so be-

deutend war, in der Klassik zurücktritt. Dabei übersieht man die Reste eines gewaltigen Tempels, dessen Bedeutung Dörpfeld erkannte. Nach W. B. Dinsmoors Aufnahmen, *The Largest Temple in Peloponnesos* (104–115, T. 15) war er noch größer als der Zeustempel in Olympia, gehörte ins spätere 5. Jahrhundert. Daß Pausanias ihn nicht erwähnt haben soll, scheint mir auf ein ungelöstes Rätsel der korinthischen Topographie zu deuten. – L. T. Shoe, *Dark Stone in Greek Architecture* (341–352, T. 45f.) verfolgt sorgfältig den Gebrauch dunklen Kalksteins in der Architektur des 6.–4. Jahrhunderts.

Mit klassischer Dichtung beschäftigen sich La Rue Van Hook, *On the Idiomatic Use of Kara, Kephale and Caput* (413f.) und *H. L. Crosby, The Bird Riddle Reexamined* (75–81; die vier Vögel in Aristophanes *Av.* 268ff. Flötenspieler). – W. S. Ferguson, *Orgeonika* (130 bis 163) ergänzt seine Arbeit über die attischen Orgeonen, mit wichtiger Schilderung der Einführung des Bendiskultes, im Zusammenhang mit der Pest 430.

M. Bieber, *Eros and Dionysos on Kerch Vases* (31–38, T. 4–5) erklärt die Kertscher Vasenbilder mit Frauen in dionysischer und aphrodisischer Umgebung aus dem Zeitpunkt der griechischen Hochzeitsfeste zwischen Lenäen und Choen; die Bräute bereiten sich zur Hochzeitsprozession vor und werden in die Mysterien eingeweiht, wie M. Bieber sie schon aus dem Fries der Villa Iten erschlossen hatte (Jahrbuch 43 [1928] 298ff.). – Sehr feine Tonreliefs reichen Stils aus Korinth, von denen eines 380 datiert ist, stellt D. Burr Thompson, *Ostrakina Toreumata* (365–372, T. 48–50) in den Zusammenhang attischer Kunst. – Die einzige Arbeit über klassische Freiplastik stellt die seltsame Behauptung auf, der ephesische Schaber sei der des Lysipp, nicht der vatikanische; C. H. Morgan, *The Style of Lysippos* (228–234, T. 24f.).

Die übrigen Arbeiten haben vor allem geschichtliches Interesse. In einem großen Aufsatz bespricht E. S. G. Robinson, *The Athenian Currency Decree and the Coinages of the Allies* (324–340) den attischen Versuch, attische Silbermünzen und Maße im Seebund zur Herrschaft zu bringen. – Hochwichtig ist V. Grace, *Standard Pottery Containers of the Ancient Greek World* (175–189, T. 19f.). Amphoren, deren Inhalt einem Normalmaß entsprachen, wurden durch Stempel geeicht, wohl seit dem attischen Eichdekret von 449. An die 100 000 solcher Stempel sind erhalten und versprechen eine wichtige Quelle für die Wirtschaftsgeschichte zu werden. – W. K. Pritchett, *Epheboi of Oineis* (273–278, T. 27): Ephebenliste der Phyle Oineis von etwa 330 v. Chr. – Nach C. A. Robinson jr., *Alexander the Great and the Oikumene* (299–304) strebte Alexander einen einheitlichen Weltstaat an, mit allgemeiner Verbrüderung und einem Gottkönig. – Grundlegend behandelt A. R. Bellinger, *Chronology of Attic New Style Tetradrachms* (6–30), die auch durch ihre Darstellungen vielfach interessanten Münzen des 2. und 1. Jahrhunderts. – Eine Beamtenliste, die S. Dow, *Archons of the Period after Sulla* (T. 15), veröffentlicht, bewahrt die Archontennamen 87–81 und 63–53 v. Chr. – Personen der Kaiserzeit machen besser bekannt A. W. Parsons, *A Family of Philosophers at Athens and Alexandria* (268–272, Vorfahren des Stoikers und späteren Christen Pantainos); A. Raubitschek, *Commodus and Athens* (279–290, T. 28–30); J. H. Oliver, *Two Athenian Poets* (243–258: Serapion von Chollidai, Freund Plutarchs, und T. Flavius Glaucus III von Marathon; von beiden werden Gedichte nachgewiesen). – Einen Schatz von Münzen mit dem Namen des Königs Rhescuporis (212–223 n. Chr.) veröffentlicht M. Thompson (378–381, T. 53); Grundsätzliches zur Verwertung von Hortfunden bespricht S. P. Noe, *Hoard Evidence and its Importance* (235–242). – Aus dem Tagebuch von F. Vernon, der 1675 zahlreiche griechische Inschriften kopierte, teilt das Wichtigste mit B. D. Meritt, *The Epigraphic Notes of Francis Vernon* (213–227).

Den griechischen Anteil an der persischen Kunst weist mit vortrefflichen Abbildungen nach G. M. A. Richter, *The Late «Achaemenian» or «Greco-Persian» Gems* (291–298, T. 31 bis 38). – Gemmen sind auch der Hauptbestand der prächtigen Sammlung, die D. M. Robinson sorgfältig veröffentlicht: *The Robinson Collection of Greek Gems, Seals, Rings and Earrings* (305–323, T. 39–44). K. Schefold.

Ganymed. Heidelberger Beiträge zur antiken Kunstgeschichte. Anläßlich der 100-Jahr-Feier der Sammlung des Archäologischen Instituts der Universität Heidelberg, herausgegeben von *Reinhard Herbig*. F. H. Kerle Verlag, Heidelberg 1949. 4⁰. 84 S. 96 Abb.

Geleitet von der Überzeugung, daß kein Stück der uns verbliebenen Schätze von irgendwelcher künstlerischen oder kulturgeschichtlichen Bedeutung so gering ist, als daß es nicht durch angemessene Veröffentlichung einem weitern Kreis von Fachgenossen und Kunstfreunden zugänglich gemacht werden sollte», haben vier Autoren verschiedenartige Proben aus der stattlichen und ihrer vollständigen Erhaltung wegen heute doppelt wichtig gewordenen Lehrsammlung in je zwei Beiträgen einer eindringenden Interpretation unterzogen.

R. Herbig behandelt in seinem ersten Aufsatz, Ganymed und der Adler, nach einer feinsinnigen Skizze des Wandels der Entführungsdarstellung das Motiv des adlertränkenden Ganymed, wobei er zur Unterscheidung zweier zueinander seitenverkehrter Haupttypen späthellenistisch-klassizistischer Erfindung kommt. H.'s zweite an subtilen Beobachtungen reiche Studie ist einigen weißgrundigen Lekythen gewidmet, die er bestimmten Meistern (Schiffmeister, Thanatosmaler, Frauenmaler, Carlsberg painter) zuzuweisen sucht. – Wiederum Ganymed, diesmal beim Astragalspiel mit Eros, haben wir auf der Gemme Furtwängler T. 42, 31 zu erkennen, wie *B. Neutsch* an Hand von Apollonios Rhodios, *Arg.* 3, 114ff., zeigt. Zwei ausnehmend schöne Terrakottatorsen, von denen der eine von der Figur eines gleichfalls knöchelspielenden Mädchens herrührt, erweisen sich als attische Arbeiten des 4. Jahrhunderts. In einem fragmentarisch erhaltenen Gefäß mit der auf Vorder- und Rückseite wiederholten Darstellung des Geryoneusabenteuers erkennt N. sodann durch eine treffliche vergleichende Analyse eine Amphora aus der Werkstatt des Exekias. *G. Hafner* legt drei Genrebildchen von römischen Tonlampen vor, die alle auch in der Malerei und als plastische Gruppen bekannt sind, was zur Erörterung der Prioritätsfrage Anlaß bietet. Herausgegriffen sei das u. a. dabei erzielte Ergebnis, daß die drei Grazien für verhältnismäßig hohe Aufstellung berechnet sind, wie sie das Lampenrelief gibt. Das versehentlich ficus ruminalis genannte Gewächs auf dem Karneol mit der Auffindung der römischen Zwillinge ist – erstaunlicherweise freilich – eine Weinrebe. Wenn Bemalung der Neapeler Schweinebrühergruppe als «allzugroße Geschmacklosigkeit» bestritten wird, geschieht es aus einem Empfinden, das erst in der Renaissance, aus der Anschauung der ohne die ursprüngliche Polychromie gefundenen Skulpturen erwachsen ist. Ein nach Art z. B. des Menander in Marbury Hall aus einem Tondo herausragender Marmorkopf ist nach G. H.'s Ausführungen das an Asklepios angeglichene Bildnis eines Arztes, vielleicht des Dioskurides. Auf östliche Herkunft scheint mir mehr noch als die physiognomische die künstlerisch-formale Eigenart zu deuten, vor allem die Innenzeichnung der Augen, die so in Griechenland und Kleinasien verbreitet, für Rom aber in der in Frage kommenden Zeit nicht sicher zu belegen ist. Oströmisch sind auch die nächst verwandten «Sophoi»-Porträts wie Schede, *Meisterwerke* I, T. 43, 1 und L'orange, *Apotheosis*, Abb. 69 u. 71f. Die Datierung in die Antoninenzeit halte ich der Bohrtechnik wegen, die eher an Severisches erinnert, für zu früh. Die Richtigkeit der von G. H. nach Analogie geforderten Ergänzung eines von der linken Schulter herabfallenden Mantels wird dagegen durch die Abarbeitung, die ich am Original feststellen konnte, bewiesen. Übrigens kehrt der unter doch recht geringfügiger Individualisierung verwendete ideale Kopftypus am getreuesten im Genius Senatus der Cancelleriareliefs wieder. Magi wie H. ziehen den Zeus von Mylasa heran. – Mit zwei auf dem wenig beackerten Gebiet ungewöhnlich kenntnisreichen Arbeiten über Dionysos- und Komödienmasken beschließt *H. Luschey* den wertvollen Band, für dessen schöne Ausstattung auch dem Photographen H. Wagner und dem Verlag Dank gebührt. H. Jucker.

Acme. Annali della Facoltà di Filosofia e Lettere dell'Università statale di Milano. Vol. I, fasc. 1–2. Istituto editoriale italiano, Milan 1948. 264 p.

Vingt-cinq ans à peine après sa fondation, la Faculté des Lettres de l'Université nationale de Milan affirme dans la création d'un recueil d'Annales et dans le titre qu'elle lui donne sa pleine autonomie. Professeurs, assistants, anciens étudiants y publieront leurs travaux dans toutes les disciplines y compris les modernes, cependant la personnalité du directeur et du rédacteur d'*Acme*, A. Vogliano et O. Parlangeli, semble assurer à l'antiquité une place prépondérante. De fait, ce premier demi-volume lui est, sauf un article, entièrement consacré. Pour la même raison sans doute, la papyrologie s'en réserve près de la moitié avec 8 articles ou notices sur 18, dont 6 de A. Vogliano – signalons la belle publication avec 3 hors-texte de papyrus de la collection bolonaise – suivie de près par la linguistique où domine le nom de V. Pisani. Mais la philosophie, l'histoire, la critique y sont aussi représentées, en de longs et remarquables exposés, si bien que ce nouveau périodique s'inscrit d'emblée, malgré l'inévitable inégalité de valeur et le caractère composite de son contenu, dans la meilleure tradition des publications philologiques. F. Lasserre.

Archaeologia. Annalen der polnischen archäologischen Gesellschaft 2, Redaktor *Kazimierz Majewski*. Wroclaw (Breslau) 1948, erschienen 1949 (polnisch, mit französischem Résumé).

Der 510 Seiten und 25 Tafeln enthaltende Band beginnt mit einem mit zahlreichen Zeichnungen illustrierten Aufsatz von K. Majewski, *La chronologie et le style de la plastique triplienne*, S. 1–16. Er untersucht die Beziehungen zum Orient sowie zu Thessalien und erwägt die möglichen Einflüsse auf Westeuropa. – J. Pilecki, *Représentations multiformes des animaux dans la civilisation égéenne*, S. 17–30, läßt Greif und Sphinx in der ägäischen Welt

von Mykene aus nach Kreta, den Kykladen, Rhodos und Kypros gelangen, als Verkörperungen des Gottherrschers. – B. Bilinski, *L'antiquité à la manière d'Hésiode I, Le travail dans la Grèce antique*, S. 31–104, untersucht die Schätzung der Arbeit im Altertum. – E. Bulanda, *Le nouveau monument de victoire sous Marathon*, S. 105–118, berichtet über die Wiederherstellung des schönen Siegesdenkmals durch Raubitschek und Hampe und erwägt, warum der Ruhm des Miltiades den des Feldherrn Kallimachos verdrängte. – Genannt sei noch Z. Zmigryder-Konopka *i I.* Biezunska-Malowist, *Homme à tête d'âne sur le bucchero de Palerme*, S. 119–128; B. Bilinski, *Les frontières occidentales des Pré-Slaves d'après Pomponius Mela*, S. 129–138; K. Bulas, *Découvertes archéologiques en Italie 1939–1948*, S. 139–166 (11 Tafeln); eine Fülle von Buchanzeigen, eine Bibliographie der polnischen Archäologie 1947, Berichte über archäologische Arbeit, vor allem in den slawischen Ländern. Hingewiesen sei auf die Abbildungen der schönen Neuaufstellung der Antikensammlung im Warschauer Nationalmuseum S. 468 (3 Tafeln); man sieht hier mit Überraschung die einzigartige Sammlung von Bronzeabgüssen griechischer Meisterwerke wieder, die Walter Riezler im Museum von Stettin geschaffen hatte. K. Schefold.